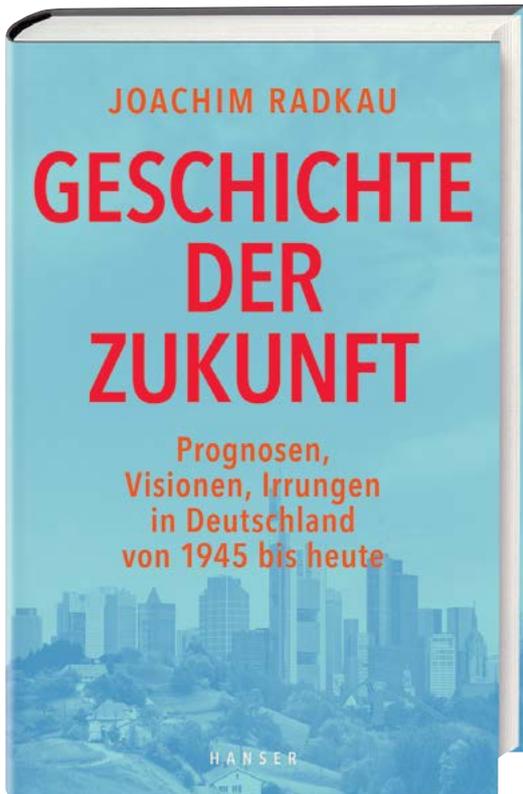


Leseprobe aus:
Joachim Radkau
Geschichte der Zukunft



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



Joachim Radkau

Geschichte der Zukunft

Prognosen, Visionen, Irrungen
in Deutschland von 1945 bis heute

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25463-3

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Inhalt

Einleitung: Der Historiker und die Zukunft –
ins Stocken geratene Anläufe und neue Zugänge II

*Die Urlust an den Ursprüngen der Ursprünge und das Vergnügen der retrospektiven
Besserwisseri: Stolpersteine beim Umkrempeln der Geschichte (11) Eine erste
Entdeckung: Die Produktivität des pragmatischen Pessimismus (14) Sechs Anläufe
zur Zukunftsgeschichte – aber wie weiter? Eine selbstkritische Rückschau (17)*
1. Die Emigration ab 1933 (17) 2. Das Überraschungsmoment von 1933 (18)
3. Das Überraschungsmoment von 1914 (19) 4. Eine Zukunft, die zur Vergangenheit
wird: Die deutsche Atomwirtschaft (20) 5. Zur Zukunftsgeschichte des Waldes (23)
6. »Die Ära der Ökologie«: Vergangenheit oder Zukunft? (24) »Und jetzt sind wir
eben in einem Zack«: Betrachtungen zu letzten Gedanken von Jürgen Kuczynski, zu
unterschiedlichen Prognosetypen und zur Dialektik der Zukunftsgeschichte (25)
Der Unglücksprophet im Zickzack (29)

I »Forderung des Tages« – »Und der Zukunft zugewandt«:
Der deutsch-deutsche Zukunftskontrast, die offenen und
die verborgenen Zukünfte und der Überraschungseffekt
des »Wirtschaftswunders« 31

*Das vorläufige Ende des Fortschrittsglaubens (31) Die vorausschauende »Forderung
des Tages« (33) Sehnsucht nach Vollgefühl der Gegenwart: Wiederentdeckung des
einfachen Glücks (37) Noch im Vorfeld des Marshallplans: »Der unaussprechliche
Schrecken der deutschen Wirklichkeit« (38) Verborgene Hoffnungen (41) Mythos
Marshallplan (43) Zauberwort »Europa« (44) Vom »Vater des Wirtschafts-
wunders«: Zukunftsvisionen als Fast-Gegenwart (47) Politik »von einem Tag auf
den anderen«? Rätsel um Adenauer (48) Restauration? Zeitzeichen – vom Streit um
das Goethe-Haus bis zum Siegeszug des Rock 'n' Roll (55) Die frühe DDR: Zwischen
Zukunftskult und Zukunftskampf (58)*

2 Agraraussichten vor dem Urgrund der Hungerzeit: Ein Zwiespalt der Zukünfte und deren Überrumpelung durch ungeahnte Innovationsschübe, Überproduktion und ökologische Revolution	63
--	----

Das fortwirkende Trauma der Hungerzeit (63) Konvergenz von bäuerlicher Tradition und technischem Fortschritt? (65) Vergangene Agrarzukünfte (67) 1. Die Genossenschaft als archaisches Erbe und zugleich Zukunftskonzept (67) 2. »Blut und Boden« (68) 3. Der Nebenerwerbsbetrieb als Zukunftsmodell? Kombinationen von Industrie und Landwirtschaft (70) Der »Ganze Landwirt« und die Revolution der Agrartechnik (72) Revolution ohne Utopie (75) Die überraschenden Synergieeffekte der EWG (77) Von »Wachsen oder Weichen« zu den »Grenzen des Wachstums« (82) Landwirtschaft und Naturschutz: Die fehlende Vision (84) Ein verborgener Ursprung bundesdeutscher Umweltpolitik: Die Interparlamentarische Arbeitsgemeinschaft für naturgemäße Wirtschaft (IPA) (88) »Junkerland in Bauernhand« – und am Ende in der LPG: Planungen und Überraschungen in der Agrarpolitik der DDR (89)

3 »Die Zukunft hat schon begonnen« – aber was für eine? »Die Russen kommen« – »Die Roboter kommen«: Oder doch nicht wie erwartet?	95
---	----

Zwischen Furcht und Hoffnung: Öffentlichkeitswirksame Zukünfte in den ersten Nachkriegsdekaden (95) Die USA als konkrete Zukunft – oder auch die Sowjetunion? Deutsche USA-Emigranten als Vordenker (100) Schwankende Zukünfte für die Gewerkschaften (105) Das Kippen der automatisierten Zukunft bei Hans Matthöfer (109) Russen und Roboter; der Sputnik als vermeintlicher Zukunftsstart (112) Statt Sputnik lieber die Walnussknackmaschine: Die greifbare Zukunft der »Wirtschaftswunder«-Deutschen (118) Eine Fehlanzeige: Die Entdeckung des Stresses, diesmal ohne Zukunftsalarm (119) Wie der frühe Automationsfuturismus geräuschvoll verpufft: Der internationale Kongress von 1965 »Automation – Risiko und Chance« (122) »Die Hauptsache kommt erst«, und doch: Spott über den »großen Zug aus der Pulle Zukunft«: Die aufeinanderfolgenden Rationalisierungsklassiker von Horst Kern und Michael Schumann (127)

4 Das ambivalente »Atomzeitalter«: »Wir werden durch Atome leben« – oder den Atomtod sterben? Der Zickzack atomarer Zukünfte: Ein Prototyp der Dialektik von Furcht und Hoffnung	131
---	-----

Die frühe Euphorie in Erwartung des »friedlichen Atoms« – allen voran der Philosoph der Hoffnung (131) Das Vielzweck-Atom als Wahrzeichen des kommenden »Atomzeitalters« (134) Die spezielle Attraktivität der Atomtechnik für

»kritische« Intellektuelle (138) Die größten Skeptiker gegenüber der »Atomhysterie«: Ingenieure und Ökonomen (142) Energie nach dem Vorbild der Sonne: Die scheinbar regenerative Atomkraft vernebelt die erneuerbaren Energiequellen (147) Eine singuläre Generalattacke von einem Salzburger Forstmann (151) Die Erklärungsbedürftigkeit der frühen Atomeuphorie; Gedanken zur Lösung des Rätsels (153) Die Unfähigkeit zur konkreten Reaktorvision (156) Ein Adenauerscher Ausbruch über »das verdammte Atom«; aber dann der Querschuss: Die Frontenbildung um den »Atomsperrvertrag« (158) Das Überraschungsmoment in der Eskalation der Anti-AKW-Bewegung: Ein antinuklearer Synergieeffekt (161) Die besondere Chance der Deutschen: Der fehlende »Atomstaat«; Robert Jungk als die verkörperte Dialektik von Furcht und Hoffnung. (165) Die Schwierigkeit mit der antinuklearen Utopie (168)

5 Zwischen Heimat und Ferne:

Reale und virtuelle Räume der Zukunft 171

Von der Mühe, beim Thema »Tourismus« seriös zu bleiben (171) Reise und Utopie, Reise und Neurasthenie: Alte Assoziationen (172) Nach Bombenkrieg und Vertreibung: Grün ist die Heimat (175) Die alte und die neue deutsche Sehnsucht nach dem Süden und der banalisierende Badeurlaub (179) Politische Reisen im Kalten Krieg: Adenauer, Willy Brandt und Klaus Mehnert (183) Akademische Call-girls: Am Ursprung der »Weltgesellschaft« (186) Aufgepusht bis zum Platzen: Galaktische Zukunftsblasen (190) Die Introversion einer vieldeutigen Ferne: Von der »Dritten Welt« zur »Multikulturellen Gesellschaft« (195) »Multikulti«: Reizthema und Rätsel (199) Von »Samoa – Perle der Südsee« zu »Warum Samoa?«: Zweifel an der Zukunft des Reisefuturismus (207)

6 Drohende deutsche Bildungskatastrophen –

von Picht bis PISA 210

Der Picht-Alarm, oder: Bildung mutiert vom Traditions- zum Zukunftsbegriff (210) Die wahre deutsche Bildungskatastrophe: Eine Wirkung des Pichtschen Katastrophenalarms? (219) Bildungsboom und Technologie: Eine Nicht-Konvergenz. Die Wutausbrüche des Technokraten Karl Steinbuch (228) Ein Sprung in die transnationale Bildungspolitik der Gegenwart: PISA und »Bologna« bekommen einen alarmierenden Klang (234) Querdenker: »Akademisierungswahn« und »Allotria« (239)

7 Von den Technokraten bis zu den

Achtundsechzigern: Der diffuse Zukunftsboom

der 1960er Jahre und seine Krise nach 1970 242

Vorausblicke auf die Jahrtausendwende; das Doppelgesicht des Computers (242)

Das bundesdeutsche Nachhinken in der Futurologie: Zur Frage des deutschen Sonderwegs in der Beziehung zur Zukunft (249) Zwischen Professionalisierung,

Planung und Publicity: Die Zukunftsforschung auf der Suche nach Systematik und Seriosität (255) *Die Achtundsechziger: Zwischen Last der Vergangenheit und Lust zur Zukunft – aber zu was für einer?* (263) »Wie ein Blitz aus heiterem Himmel«: *Der Überraschungseffekt von 1968* (268) *Revolutionäre und panerotische Perspektiven der Automation* (274) »Wer Visionen hat, der soll zum Arzt gehen« (Helmut Schmidt) – *aber wer hat Visionen? Die Zukunftsforscher und der kurzlebige Planungsboom unter Willy Brandt* (282) *Ökologische Revolution und Ölkrise: Zur Dialektik und neuartigen Dynamik des Zukunftsdenkens* (290) *Das Überraschungsmoment der ökologischen Revolution* (292)

8 DDR-Horizonte von Ulbricht zu Honecker:
Die Zukünfte kollidieren mit der Gegenwart 297

Zukunftsmusik als Dauer-Sound (297) *Schon früh verblasst: Chemie- und Atom-Visionen* (300) *Kybernetik statt Marx?* (303) »Ulbrichts Turmbau-Wahn« (306) *Zirkuläre Zukunft statt westdeutscher Wegwerfgesellschaft?* »Der Traum vom ewigen Kreislauf« (309) *Die Vision einer Zukunfts-DDR kehrt sich gegen den »real existierenden Sozialismus«* (315)

9 Von »No Future« zu »Our Common Future« –
von »Euroschima, mon futur« zum
»Zukunftsfähigen Deutschland« 317

Dauerarbeitslosigkeit und »Deutscher Herbst«: Dunkle Wolken über dem Horizont (317) *Die ungeahnte Wiederkehr der Angst vor dem Atomkrieg* (322) *Der Alarm um das »Waldsterben« und um die Risiken der zivilen Atomtechnik: Zukunftsszenarien als akute Katastrophe* (325) *Hans Jonas, die Frauen und die Atomkraft: Einander überkreuzende Zukünfte* (328) »Nachhaltigkeit«: *Vom altbackenen Begriff zum zukunftsträchtigen Zauberwort* (333) *In der Endzeit der alten Bundesrepublik: »Neue Unübersichtlichkeit« und Sorge vor einem Verlust der Zukunft* (335) *Die größte aller Überraschungen: Die deutsche Wiedervereinigung* (342)

10 Vom »kranken Mann Europas« zum erneuten
Exportweltmeister: Ein Zickzack deutscher
Zukünfte vor der offenen Zukunft 350

»Blühende Landschaften«: *Purer Zweckoptimismus?* (350) *Ausgerechnet nach der Wiedervereinigung: Das »Modell Deutschland« ohne Zukunft? Von Maastricht bis zum »Heuschrecken«-Alarm* (352) *Der anschwellende Unkenchor: Purer Zweckpessimismus?* (356) *Zukunftsrhetorik von höchster Stelle: Roman Herzogs »Rück-Rede«* (363) *Als das Zukunftsjahr 2000 zur Gegenwart wurde: Die »Agenda 2010« – Zukunft kontra Sozialstaat* (368) *Synergieeffekte der Globalisierung und Digitalisierung, und: Die Heillosigkeit der Himmel-Hölle-Alternative* (375)

11 Vom »Ende der Arbeitsgesellschaft« zu »Arbeit 4.0«: Ein Zickzack in den Zukünften der Industriearbeit	379
--	-----

Vom Untergang der Schriftsetzer zur Wiederentdeckung des unverzichtbaren Facharbeiters: Eine neue Dialektik von Furcht und Hoffnung (379) Das Phantom der »Künstlichen Intelligenz«, das Fiasko der VW-Halle 54 und die »CIM-Ruinen« als Memento: Diskurse über Automation und »Zukunft der Arbeit« zwischen Eigen- dynamik und aktueller Erfahrung (381) Verheißungsvolle »Vertrauensarbeitszeit«: Das Doppelgesicht der neuen Autonomie der Arbeit (388) Neuartige Internet- Perspektiven in der Arbeitswelt (389) »Industrie 4.0« – ein neuer Ton vor dem Hin- tergrund der Hochkonjunktur, doch zugleich: Fragen über Fragen (390) Eine bloße Begriffsblase oder ein Signal, das bewegt? Und: Ist »Industrie 4.0« Gegenwart oder Zukunft? (392) Eine industrielle Eschatologie (394) »Arbeit 4.0« als Pendant zu »Industrie 4.0«; hin- und hergerissene Arbeitnehmersprecher (396) Versuch einer vorläufigen Bilanz (400)

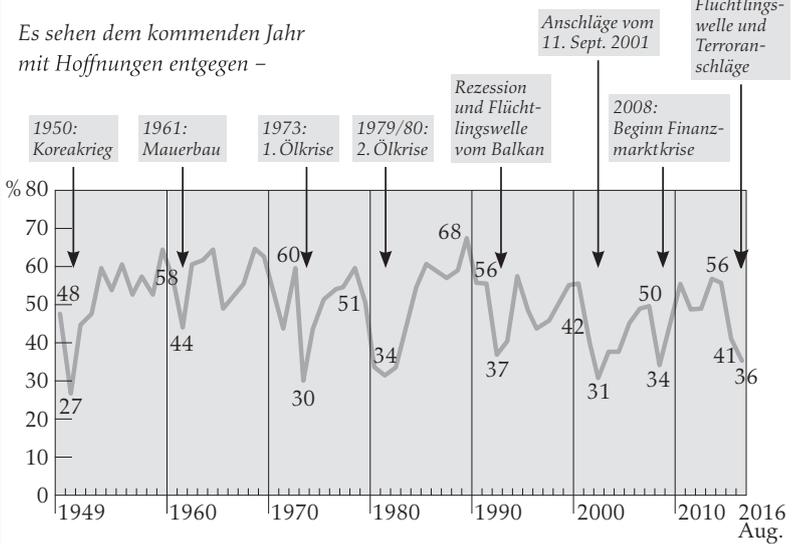
12 Zwischen Herausforderungen der Zukunft und des Hier und Jetzt: Ein noch zu erkundendes Spannungsfeld der Umweltbewegung	404
--	-----

Die Zukunftsorientierung in der Umweltbewegung, der Mythos von der »German Angst« und die Querverbindungen zur elektronischen Revolution (404) Von der Atomkraft zu den erneuerbaren Energien: Ein Zukunfts-drama (408) Zukunft als Gegenwart, Gegenwart als Zukunft: Ein Versteckspiel mit den Zeiten (410) Zum achtsamen Umgang mit dem Apokalypse- und dem Utopie-Verdacht (415) Solar- strom aus der Wüste? Die kraftlose Desertec-Vision und die Umsicht des Solar- visionärs Hermann Scheer beim Umgang mit der Zukunft (418) Öko-Utopismus US-amerikanischen und ostdeutschen Stils (422) Hat die Zukunft schon begonnen? Vom »Zukunftsfähigen Deutschland« bis zur ewigen Wiedergeburt »von Wiege zu Wiege« (425)

Ein vielstimmiges Finale: 10 Thesen	430
Dank und Nachgedanken	440
Anmerkungen	445
Bildnachweis und Quellen	535
Personenregister	537

Hoffungseinbruch

Es sehen dem kommenden Jahr
mit Hoffnungen entgegen –



Basis: Umfragen jeweils am Jahresende,
1949–1989: Westdeutschland, ab 1990 Gesamtdeutschland

Quelle: Allensbacher Archiv, zuletzt IfD-Umfrage 11049 © IfD-Allensbach

»Hoffungseinbruch«: Schaubild des Instituts für Demoskopie Allensbach,
das von Anfang an jeweils zum Jahresende die Zukunftsgestimmtheit
der Bundesbürger erfragte.

Einleitung:
Der Historiker und die Zukunft –
ins Stocken geratene Anläufe
und neue Zugänge

DIE URLUST AN DEN URSPRÜNGEN DER URSPRÜNGE UND DAS VERGNÜGEN DER RETROSPEKTIVEN BESSERWISSEREI: STOLPERSTEINE BEIM UMKREMPELN DER GESCHICHTE. Eine anekdotenreiche Szene aus einem Bismarck-Seminar des Historikers Heinz Gollwitzer an der Universität Münster ist mir noch nach über fünfzig Jahren in Erinnerung: Da hielt ein Student ein Referat über das Sozialistengesetz von 1879. Am 11. Mai jenes Jahres hatte der Klempnergeselle Max Hödel auf den Kaiser geschossen; am 2. Juni war das Attentat von Karl Nobiling, dem Doktor der Staatswissenschaften, gefolgt; dieses benutzte Bismarck zum Verbot der Sozialdemokratie, ohne dass ein Zusammenhang der Attentäter mit dieser Partei nachgewiesen worden wäre. Aus dem Seminar kam die Frage: »Warum hatte Bismarck nicht schon Hödels Attentat zum Anlass genommen?« Der Referent: »Och, er wollte wohl erst das Attentat von Nobiling abwarten.« Da schaute Gollwitzer, sonst meist ernst, mit zuckenden Mundwinkeln umher – wir begriffen und fingen an zu lachen. Als ob Bismarck schon damals die »Bismarck-Zeit« wie in einem nachträglichen Geschichtsbuch vor Augen gehabt und daher gewusst hätte: Auf Hödel folgt Nobiling!

Ist diese Geschichte bloß komisch? Für mich wurde sie zum Aha-Erlebnis. Hödel hin, Hödel her – aber die fixe Idee, die Akteure der Vergangenheit hätten den Fortgang der Geschichte kennen müssen, spukt auch zehn Etagen höher in Historikerhirnen herum, selbst dann, wenn das Überraschungsmoment der damals einstürmenden Geschehnisse offenkundig ist. Historiker bekennen sich zwar zu dieser Prämisse kaum je direkt; aber sie urteilen in einer Weise, die diese Voraussicht voraussetzt. Das gilt nicht zuletzt

für den streitbaren Hans-Ulrich Wehler. So vermisste er, über ein Jahrzehnt nach erfolgter Wiedervereinigung, bis 1989 bei der SPD, der er sonst nahestand, eine »aktive Einigungspolitik«, ja erkannte bei ihr gegenüber der DDR geradezu eine »politische Blindheit«. ¹ »Die kurzlebige Existenz der DDR hat in jeder Hinsicht in eine Sackgasse geführt.« ² Aber kein anderer als Wehler selbst hatte noch im April 1989 in Buffalo einen Vortrag mit dem Titel gehalten: »The ›German Question‹ in Europe 1648–1989 – Why Germany Should Not be Reunited« ³, wobei er – wie in heutigen Titeln beliebt – »Warum?« vom Frage- zum Bekräftigungswort umdreht, das Fragen abschneidet. Damit hatte er eine Fortexistenz der DDR auf unabsehbare Zeit in Aussicht gestellt. Mit dieser Sichtweise stand er noch zu jener Zeit ganz und gar nicht allein. ⁴ Einstige Fehlprognosen nicht wegzuwischen, sondern in Erinnerung zu rufen öffnet historische Einsichten eigener Art, nicht zuletzt über die Bedeutung des Überraschungseffekts in der Geschichte.

Im Zuge der Recherchen für meine Dissertation über die deutsche USA-Emigration nach 1933 lernte ich den schon im Jahr der Machtergreifung emigrierten Historiker George W.F. Hallgarten (1901–1975) kennen, der damals in Washington lebte. In den Jahren darauf schrieben wir gemeinsam das Buch *Deutsche Industrie und Politik von Bismarck bis heute*. Hallgarten legte mir gegenüber Wert darauf, 1933 sei er einzig als Pazifist und Anhänger der politischen Linken emigriert, nicht wegen seiner jüdischen Herkunft; kaum einer der deutschen Juden sei damals auf die Idee gekommen, dass er in NS-Deutschland nicht nur in einer etwaigen Beamtenkarriere, sondern auch an Leib und Leben bedroht sei. ⁵ Groteske Ironie des Schicksals: Hallgarten war Mitschüler, ja Schulfreund von Heinrich Himmler (»my once tender and sensitive former friend«) gewesen. ⁶ Zu der Zeit, als wir miteinander in Kontakt traten, hatte ein amerikanischer Psychohistoriker die These aufgestellt, Himmlers Antisemitismus sei einem untergründigen Neid auf den jungen Hallgarten, den Spross der Münchener Schickeria, entsprungen. Diese Unterstellung, dass er selbst, wenn auch schuldlos, am Ursprung des Holocaust stehe, brachte Hallgarten aus der Fassung; er wollte mit mir ein ganzes Buch schreiben, um nachzuweisen, dass die mörderische Judenfeindschaft Himmlers wie überhaupt künftiger Nationalsozialisten frühestens 1917/18, in der Endphase des Krieges, entstanden sei, daher hätten die meisten deutschen Juden die tödliche Neuartigkeit dieses Antisemitismus zu lange nicht begriffen.

Ich wimmelte dieses Buchprojekt ab, weil ich Forschungen, bei denen vorweg feststeht, was herauskommen soll, nicht schätze; und doch mag Hall-

garten aus seiner eigenen Erfahrung etwas Richtiges erkannt haben. Bei all seinen Sarkasmen zum wilhelminischen Deutschland hielt er doch nicht viel von Wehlers damaliger Konstruktion des Kaiserreichs als eines geschlossenen Systems, das per se zum Verhängnis prädestiniert war; er besaß einen ausgeprägten Sinn für das Überraschungs- und Überraumpelungsmoment der Geschichte: Manche Umbrüche können ebendeshalb geschehen, weil sie vom Gros der Zeitgenossen zumindest in dieser Form *nicht* vorhergesehen wurden. Niemand, der das Leben liebt, hätte 1933 die NSDAP gewählt, hätte er (oder sie) im Voraus gewusst, was kommt: eigentlich eine denkbar simple Einsicht!

Der Historiker soll die Menschen vergangener Zeiten verstehen. Aber wo deren Handeln keine bloße Alltagsroutine und nicht lediglich reaktiv ist, muss man zum Verständnis damalige Zukunftserwartungen rekonstruieren, und diese können sich himmelweit vom tatsächlichen Fortgang der Geschichte unterscheiden. Diese Logik ist eigentlich so naheliegend wie nur möglich, und man sollte meinen, die Historiker hätten voller Neugier der Geschichte der Zukunftserwartungen nachgespürt – aber ebendies ist verblüffend selten geschehen, und wo es solche Ansätze gab, blieben diese, mit wenigen Ausnahmen, regelmäßig stecken. 1959, in der Zeit von Mao Tse-tungs »Großem Sprung«, verkündete gar der Historiker Hermann Heimpel, der als Erfinder des Begriffs »Vergangenheitsbewältigung« gilt: »Die Geschichtswissenschaft muss den Sprung in die planetarische Zukunft wagen«⁷, und wurde damit viel zitiert; aber ihm lag es fern, diesen großen Sprung zu wagen. Einst suchte ich zusammen mit meiner Ehefrau Orlinde, wir beide von der lustvollen Seite von 1968 beschwingt, der Lust in der Geschichtswissenschaft nachzugehen: Da entdeckten wir mit Staunen, dass schon Droysen, der bedeutendste Geschichtsdenker des 19. Jahrhunderts, die Historiker dazu auffordert, das dynamische Element in der Geschichte zu erforschen, statt ewig den Wurzeln nachzuspüren; und doch setzte er sich damit nicht durch.⁸ Wie ist dieses Rätsel zu erklären?

Eine Antwort liegt nahe: Wer sich der Geschichte zuwendet, dessen Leidenschaft richtet sich erst einmal auf die Retrospektive, und in diese steigert man sich dann hinein; so schwelgt die Urlust des Historikers im Spüren nach den Ursprüngen und immer weiter nach den Ursprüngen der Ursprünge ... Und nicht selten verstärkt sich diese Libido durch eine andere Lust: die der Besserwisserei aus der Rückschau. Das ist eigentlich ein billiges Vergnügen, mit dem man nicht unbedingt renommieren kann; aber beim Rückblick auf die NS-Verbrechen und die Weltkriege erlangt es einen Zug von mo-

ralischer Überlegenheit. In diesem Sinne wurde »Erinnerungskultur« zur Parole populärer Geschichtsvermittlung. Wenn in den 1950er Jahren und danach Angehörige der älteren Historikergeneration, die der Kriegsfreiwilligen von 1914 und derer, die sich 1933 zu Hitler bekannt hatten, zuweilen daran erinnerten, dass man sich zum Verständnis der Geschichte in einstige Zukunftshorizonte hineinversetzen müsse, weckte dies bei Jüngeren den Verdacht auf Apologie, und nicht ohne Grund.

Reinhard Wittram (1902–1973), dessen Büchlein *Das Interesse an der Geschichte* (1958) für mich wie für viele Mitstudenten der erste Einstieg ins Geschichtsstudium war, brachte 1966 die Essaysammlung *Zukunft in der Geschichte* heraus, die mit Betrachtungen über die »vergangene Zukunft« begann. Zwischen den Zeilen mag man spüren, dass er durch die Zukunft der Zwischenkriegszeit im Grunde gerne seine eigene NS-Vergangenheit entschuldigen würde; aber gewissenhaft, wie er war, zuckt er davor im Gedanken an Auschwitz zurück: »es hieße alle Gewichte verwirren ..., wenn wir bei dem Bemühen um die Vergegenwärtigung des Nationalsozialismus in unsere eigene Naivität des Jahres 1933 oder 1937 oder irgendein Ereignis der nächstfolgenden Jahre ohne das Wissen um das Grauen der Vernichtungslager ins Auge fassen wollten ...«⁹ Das einst als Credo der Historiker gern zitierte Wort Leopold von Ranke, jedes Zeitalter sei »unmittelbar zu Gott«, blieb dem Historiker im Anblick der NS-Verbrechen im Halse stecken.

EINE ERSTE ENTDECKUNG: DIE PRODUKTIVITÄT DES PRAGMATISCHEN PESSIMISMUS. Um ehrlich zu sein: Auch ich selbst bin oft genug beim Thema »Zukunft« ins Stocken geraten – bezeichnenderweise kamen mir viele Gedanken des Buches nicht so sehr beim gezielten Grübeln, sondern eher im Halbschlaf, wenn abgesunkene Erinnerungen hochtauchten. Auf dem tiefsten Grund eine Erinnerung aus meiner Schülerzeit, Anfang 1961: Da hatte ich an einem Wochenendseminar mit Wolfgang Leonhard teilgenommen, der mit seinen Insiderkenntnissen aus der SED-Führung zu jener Zeit Furore machte. Damals hatte ich die Mao-Biographie von Robert Payne gelesen, die noch die einstige Faszination des Autors durch den chinesischen Revolutionär verrät.¹⁰ Ich meinte zu Leonhard, solch ein Revolutionär, der eine große Vision hat und aus dem Stegreif Gedichte macht, das sei doch wirklich ein anderes Kaliber als diese Bonner Alltagsmenschen. Er dagegen mahnte zur Vorsicht mit Staatschefs, die Visionen haben und Gedichte fabrizieren: Alltagsmenschen wie hierzulande bekämen den von ihnen Regierten oftmals weit besser!

Damals war noch längst nicht ins öffentliche Bewusstsein gedrungen,

dass Maos »Großer Sprung« – diese Parole mit Kick, gerade für Jugendliche – weitaus mehr Menschenleben gekostet hatte als selbst der Holocaust; und doch überkam mich nach dieser Entgegnung ein peinliches Gefühl, das ich bis heute in Erinnerung habe. Mir wurde bewusst: Ich hatte mich mit großen Worten wichtig getan in einer Art, wie das damals unter »kritischen« Intellektuellen der Stil war; in Wahrheit hatte ich von der weiten Welt keine Ahnung, wogegen Leonhard wohl wusste, wovon er redete. War es etwa ein Vorzug der alten Bundesrepublik, dass die Politiker – zumindest bis in die frühen 1960er Jahre – die Zukunftsvisionen gemeinhin den Publizisten überließen? Oder lag da doch ein Defizit der Bonner Politik, zumindest auf die Länge der Zeit? Über 53 Jahre danach, in Nachrufen auf den verstorbenen Leonhard, war zu lesen, dass er sich in seinen alten Tagen nach »langfristigen Perspektiven« in der Politik geradezu »geseht« habe.¹¹

Bahnbrechend war in der Zukunftsgeschichte *Die Entdeckung der Zukunft* von Lucian Hölscher. Da stehen visionäre Zukunftsentwürfe im Zentrum, die die gesamte Gesellschaft und Kultur umfassen; die »Periode des Höhepunkts« ist ausgerechnet die Zeit von 1890 bis 1950: die Zeit des Hochimperialismus, der Weltkriege, des Faschismus und des Stalinismus. Das bestätigt die Warnung, die der Philosoph Hermann Lübbe mir gegenüber äußerte: »Träume vom Paradies führen in die Hölle!« Die Zeit nach 1950 dagegen ist bei Hölscher »die Periode des Niedergangs«. Eben von dieser Zeit handelt jedoch dieses Buch. Es war keine große Zeit der Utopien, aber eine Zeit der nüchternen, oft genug pessimistischen Zukunftsszenarien, auch eine Zeit spezieller, auf bestimmte Sektoren begrenzter Zukunftsentwürfe, für automatisierte Industrien etwa, für das Verkehrswesen, die Bildung und die Energiewirtschaft. Und dann, nach 1970, das dramatische Hell-Dunkel der ökologischen Zukünfte!

All dies enthält die Chance, die Zukunftsgeschichte tiefer in der realen Geschichte zu verwurzeln, ob als Spiegel von Zeitstimmungen, als Triebkraft des Handelns oder als Quelle von Überraschungen. Ebendies ist das Ziel dieser Darstellung. Zukunftserwartungen machen nicht zuletzt durch die von ihnen wider Willen bewirkten Überraschungseffekte Geschichte. Und die resultieren in typischen Fällen aus der Synergie diverser Entwicklungen, die bis dahin voneinander getrennt wahrgenommen wurden. Wenn man aus den Schulen immer wieder die Klage hört, die Schüler fänden die deutsche Nachkriegsgeschichte im Kontrast zur NS-Zeit so langweilig, lässt sich dies ändern: durch die Konzentration auf das dramatische Wechselspiel von Erwartungen und Überraschungen!

Den unmittelbaren Anstoß zu diesem Buch gab mir die Bekanntschaft mit Michael Wettengel und seinen Recherchen über den Parlamentarischen Rat, der 1948/49 das Grundgesetz ausarbeitete. Da hatte er den Zukunftserwartungen dieser oft leidgeprüften Parlamentarier besondere Aufmerksamkeit gewidmet, mit dem für mich überraschenden Ergebnis, dass diese ganz überwiegend »skeptisch bis pessimistisch« waren.¹² Kaum einer hatte auch nur die leiseste Ahnung vom kommenden »Wirtschaftswunder« und dem Aufstieg der Bundesrepublik, durch den das »Grundgesetz«, das damals bewusst den Beiklang des Provisorischen besaß, zur stabilsten deutschen Verfassung werden sollte. Stattdessen grassierte in Erinnerung an die Ermordung von Erzberger und Rathenau die Sorge, durch die Mitarbeit an der Vorbereitung des neuen Weststaats in den Augen der Chauvinisten zum Kollaborateur zu werden und die eigene persönliche Sicherheit zu gefährden. »Wir sollten uns alle darüber klar sein, dass wir Politik mit dem Kopf unter dem Arm machen«, erklärte damals der SPD-Abgeordnete Rudolf-Ernst Heiland¹³; *Politik mit dem Kopf unter dem Arm* machte Wettengel zum Titel seiner Abhandlung. Damit reihte Heiland sich und seine Kollegen unter die »Kephalophoren« ein: ein Terminus für die zahlreichen Heiligen, die ihr abgeschlagenes Haupt tragen.¹⁴

In einer solchen Stimmung wurden die Grundlagen der Bundesrepublik gelegt, derweil in der Ostzone mit einem Schwall von Zukunftspathos ein brüchiges Staatsgebilde installiert wurde. Ein schlagender Beweis für die Produktivität von Skepsis und Pessimismus und dafür, dass die großen Visionen gar nicht jene schöpferische Kraft besitzen, die ihre Lobredner ihnen zuschreiben? Oder enthielt »Politik mit dem Kopf unter dem Arm« auch ein Stück Selbstdramatisierung zu Märtyrern, gerade auch gegenüber den Besatzungsmächten, die diesen Parlamentariern viel zu schaffen machten; war man im Innern zuversichtlicher, als man nach außen zeigte? Zu den wenigen, die in diesem Gremium ganz offen Humor und gute Laune verbreiteten, gehörte Theodor Heuss; nicht zuletzt daraus erklärt sich das durchaus situationsgebundene Charisma des kommenden Bundespräsidenten.

Wieder und wieder hatte ich Phasen, da konnte ich das Pochen auf die »Zukunft« mit dem gewissen motzigen Ton nicht mehr hören. Und auch heute: Immer wieder, wenn geltungsbedürftige Stadtplaner mit großen Projekten kommen, durch die vertraute Stadtviertel verhunzt, Steuergelder verplempert und – wie stets mit gewaltiger Überschreitung der Kostenvoranschläge und obendrein einem Rattenschwanz von Schludrigkeiten – Betonklötze als Jahrhundertbauwerke verkauft werden, wobei das ewige

»Zukunft-Zukunft-Zukunft« wie ein Kuckucksruf erklingt und Kritiker als Ewiggestrige abgekanzelt werden, kribbelt es mich, auf diese »Zukunfts«-Rhetorik eine Breitseite zu feuern, ja »Vision« zum Unwort zu deklarieren – und dann zucke ich davor zurück. Braucht man nicht doch Zukunftsvisionen, gerade auch um einen derartigen Murks wirksam zu verhindern? Und wie steht es mit der Umweltbewegung, der ich seit über vierzig Jahren anhänge? Ist nicht gerade für sie der Gedanke an die Zukunft essenziell? Nicht zuletzt in Reflexionen darüber besteht für mich der praktische Sinn dieses Buches.

SECHS ANLÄUFE ZUR ZUKUNFTSGESCHICHTE – ABER WIE WEITER? EINE SELBSTKRITISCHE RÜCKSCHAU. Über Jahrzehnte holte mich das vertrackte Thema »Zukunft« immer wieder ein; stets geriet ich daran durch konkrete historische Stoffe sehr unterschiedlicher Art, nicht durch geschichtstheoretische Betrachtungen; aber immer wieder blieb ich irgendwo stecken. Auf welche Weise dabei das Wissen zur Weisheit wird, blieb eine offene Frage. Dass bei einem Großteil der futuristischen Populärliteratur »Zukunft« einen polternden, auftrumpfenden Ton besitzt – wohinter sich in der Regel ein bloßer Bluff verbirgt, der einem nach ein paar Jahren in Antiquariaten fast umsonst nachgeschmissen wird –, trug dazu bei, dass dieses Genre bei mir einen intellektuellen Brechreiz hervorrief und mir die Lust an fortgesetzten Zukunftsreflexionen verdarb. Bei den Vorarbeiten zu diesem Buch wurde mir erst nach und nach bewusst, dass ich mindestens ein halbes Dutzend Anläufe zur Zukunftsgeschichte hinter mir habe, die mein gesamtes Historikerdasein durchziehen und immer neue Fragen aufwerfen, die vorerst im Raum stehenbleiben müssen. Um diese kurz zu rekapitulieren:

1. DIE EMIGRATION AB 1933. Meine Arbeit an der Dissertation zu diesem Thema fiel in die Jahre um 1968; mein Doktorvater war der Hamburger Historiker Fritz Fischer, der Star der damaligen Linken, und die Wahl meines Themas – das nicht von Fischer, sondern aus mir selbst kam – entsprach ganz der »antifaschistischen« Stimmung jener Zeit, noch ohne eine Ahnung davon, dass Migration ein äußerst zukunftsträchtiges Thema werden sollte. Damals dachte man bei den USA-Emigranten an erster Stelle an Herbert Marcuse und Ernst Bloch, die Zukunftsvisionäre und Mentoren von Rudi Dutschke. Aber als ich jetzt zum ersten Mal nach langer Zeit wieder in meine Dissertation schaute, war ich überrascht über die Wiederentdeckung des Kapitels »Emigranten als Kritiker des ›Utopismus‹«. ¹⁵ In der Tat, das war damals eine (erst einmal enttäuschende) Entdeckung: Marcuse und Bloch waren überhaupt nicht repräsentativ für jene Emigration; ganz im Gegenteil: Eine lange Galerie bedeutender Geister zeugt davon, dass das Trauma

von 1933 in typischen Fällen geradezu eine Allergie gegen großspurige Zukunftsvisionen welcher Art auch immer hervorrief. Das verstehe ich besser nach Lektüre der *Zukunft der Weimarer Republik* von Rüdiger Graf: einer der bislang ganz wenigen großangelegten Arbeiten zur Geschichte der Zukunftserwartungen. Da ist man verblüfft über den damals von rechts bis links grassierenden oft »geradezu überschwänglichen Optimismus«. ¹⁶ Umso traumatischer muss die darauf folgende böse Überraschung gewirkt haben. Nach 1945 traf sich der Anti-Utopismus führender Emigranten mit der Grundstimmung der Mehrheit der Deutschen: Nicht zuletzt durch diese Konvergenz wurde die Emigration zu einem Bestandteil auch der deutschen Geschichte. Aber war das ein Fortschritt hin zur politischen Weisheit – ein dauerhafter, nicht bloß ein situationsgebundener?

2. DAS ÜBERRASCHUNGSMOMENT VON 1933. Solche Entdeckungen im Schrifttum des Exils, bestärkt durch die Zusammenarbeit mit Hallgarten, stießen mich immer wieder auf die Frage, wieweit sich die NS-Katastrophe hatte vorhersehen lassen. 1976 brachte ich mit einem Freund ein Schulbuch *Nationalsozialismus und Faschismus* heraus; da widmete ich dieser Frage ein eigenes Unterkapitel ¹⁷, ohne mir allerdings ganz darüber klar zu sein, was Schüler aus einstigen Fehlprognosen lernen können. Gewiss war mir nur das eine, dass die selbstzufriedene Vorstellung, die Hälfte der Deutschen sei 1933 blind oder böse gewesen und wir heute seien zum Glück viel besser, mit einem »Aus-der-Geschichte-Lernen« wenig zu tun hat. Ein paar Jahre später griff ich die Frage wieder auf, als ich für eine Tagung über das Ende der Weimarer Republik Prognosen der *Weltbühne* über den Nationalsozialismus analysierte ¹⁸: Selbst in dieser legendären Zeitschrift der Linkselite wimmelte es von unglaublichen Fehlurteilen! ¹⁹

In spätere Auflagen des Schulbuches fügte ich in das genannte Unterkapitel einen Text aus dem Buch *Hitlers Weg* (1932) von Theodor Heuss ein, das ich auf einer Bergwanderung im Rucksack gehabt hatte und das mit seiner aus der Rückschau bizarren Mischung aus Hellsicht und Blindheit viel zu grübeln gibt: Das wurde einer der Anstöße zu meiner Heuss-Biographie. ²⁰ Auch hier war die Quintessenz nicht leicht. Heuss liebte es, sich in Gestalten, über die er schrieb, zu spiegeln und ein Stück von sich selbst zu entdecken: Auf diese Weise gelangen ihm Geistesblitze bei einem Wilhelm Busch, aber unterliefen ihm Irrlichter bei einem Hitler. Im übrigen war er weder zum aktiven Widerstand noch zur Emigration bereit: Auch dieser begrenzte Handlungsspielraum beeinflusste sein Urteil. Prognosen und Handlungsperspektiven hängen oft zusammen.

Am 17. Januar 1919, zwei Tage bevor er bei den Wahlen zur Nationalversammlung durchfiel, hatte Heuss in Stuttgart eine Wahlrede gehalten, die später unter dem Titel »Deutschlands Zukunft« die Reihe seiner »Großen Reden« eröffnete. Da stellte er die kühne Behauptung auf: »der deutsche Nationalgedanke ist nicht mit Brutalität und Herrscherwillen durchsetzt, sondern findet seine Ziele und Grenzen im Geistigen.«²¹ Noch einmal hielt er am 18. März 1946 eine Rede »Um Deutschlands Zukunft«, wieder unmittelbar nach einem verlorenen Krieg; da versicherte er den Berlinern, die sich schon vom Westen abgehängt fühlten: »Es gibt kein Entrinnen aus dem deutschen Gesamtschicksal.«²² O doch, das gab es für die Westzonen sehr wohl; das sollte sich schon bald herausstellen. Heuss, der für seine Person noch in seinen alten Tagen eine überraschende Zukunft haben sollte, erwies sich nicht als begnadeter Prophet; als Präsident hat er sich meist der Zukunftsrhetorik enthalten, und dies ganz bewusst: »Ich bin nicht in der Korporation der Propheten aktiv geworden.«²³ Auch darin war er beispielgebend für die frühe Bundesrepublik. Aber – gerade diese Zurückhaltung kann zukunftsfruchtig sein!

3. DAS ÜBERRASCHUNGSMOMENT VON 1914. Als ich bei den Recherchen zu meinem *Zeitalter der Nervosität* in Patientenakten von Neurasthenikern vor 1914 stöberte, da die Nervosität als die große Epidemie der Zeit galt, war ich von zweierlei Entdeckungen frappiert: zum einen davon, dass sich das kaiserliche Deutschland hier nicht entfernt so martialisch präsentierte wie in jener Literatur (die Bücher meines Doktorvaters inbegriffen), die jene Jahre als gewitterschwüle Vorgeschichte des großen Krieges schildert, und zum anderen davon, dass kaum einer dieser sonst so ängstlichen und übersensiblen Neurastheniker sich vor einem kommenden Krieg sorgte.²⁴ Die Nervengeschichte gab mir den unmittelbaren Anstoß zur Beschäftigung mit Max Weber, dessen Korrespondenzen eine Fundgrube für die Nervensorgen jener Zeit sind; aber wieder: Selbst bei diesem großen Geist, dem gerne prophetische Hellsicht nachgerühmt wird, findet man in den Vorkriegsbriefen auch nicht den kleinsten Hinweis auf dem kommenden Krieg!²⁵ Nicht anders bei dem jungen Heuss, obwohl er ebenso wie Weber ein politischer Mensch war und auch an Interna der Reichsregierung herankam.²⁶ Lujo Brentano, der brillianteste deutsche Nationalökonom jener Zeit, mit Weber wie mit Heuss bestens bekannt, führte zwei Wochen vor Kriegsausbruch, wie sich ein Hörer später erinnerte, »mit seiner ganzen unwiderstehlichen Logik triumphierend« den Nachweis, »dass die Verflechtung und die Vernunft der modernen Weltwirtschaft jeden Krieg, zumindest jeden längeren Krieg völlig unmög-

lich mache«. ²⁷ Erst in jüngster Zeit haben Historiker eine Fülle von Zeitzeugnissen entdeckt, die *gegen* die Erwartung eines großen Krieges vor der Julikrise von 1914 sprechen. ²⁸ 1962 erinnert sich der Ökonom Moritz Julius Bonn, Jahrgang 1873, in einem Brief an den befreundeten Theodor Heuss, sie beide hätten ihre Jugend in einer Zeit verlebt, in der »fast alle von der Empfindung erfüllt waren, sie lebten in den Stunden der aufgehenden Morgensonne«. ²⁹ War das eine Verklärung der eigenen Jugend aus der Wehmut des Alters? Aber im Jahr 1900 verfasste der 24-jährige Konrad Adenauer für seinen ältesten Bruder ein Hochzeitsgedicht, das begann: »Herrlich liegt vor Euch die Zukunft, wie das weite sonnbeglänzte Meer ...« ³⁰

All dies kann dazu führen, nicht nach immer neuen Ursprüngen der Ursprünge zu suchen, sondern auch das *Überraschungsmoment* des Geschehens schärfer ins Visier zu nehmen. ³¹ Die realhistorische Bedeutung früherer Zukunftserwartungen kann ebendarin bestehen, dass diese den Überraschungseffekt realer Kontingenzen, unvorhergesehener Verknotungen diverser Ereignisketten verstärken. Der hin und her fliegende Vorwurf der Nervenschwäche kann Kurzschlussreaktionen zur Demonstration der Nervenstärke hervorrufen. Zwar glaubt Lucian Hölscher in seiner *Entdeckung der Zukunft* (1999) feststellen zu können, in der Neuzeit habe es »wohl kaum einen Krieg« gegeben, »der von den Zeitgenossen gleichermaßen intensiv erwartet, befürchtet, ja sogar erhofft worden ist wie der Erste Weltkrieg«. ³² Aber vielleicht ist ebendies der springende Punkt: Ganz verschiedenartige Zukunftserwartungen übten in der Julikrise 1914 durch ihr Zusammenschießen einen fatalen Synergieeffekt aus: die Hoffnung eingefleischter Militaristen auf einen »frischen, fröhlichen Krieg«, nach dem man zu Weihnachten wieder siegreich daheim war, der fatalistische Glaube des Kanzlers Bethmann Hollweg an die Unvermeidlichkeit des Krieges und die Zuversicht eines Brentano, dass ein großer Krieg ebendeshalb, weil seine Folgen so unausdenkbar seien, am Ende doch nicht kommen werde, da die Staatsmänner ja nicht verrückt seien. Hölscher verweist auf futuristische Kriegsliteratur der Zeit vor 1914; aber da stellt sich – für die damalige ebenso wie für die heutige Zeit – die Grundfrage, wieweit solche Sensationsbücher, Frühformen der Science-Fiction, tatsächlich die Erwartungen breiter Bevölkerungsschichten unter Einschluss der Politiker spiegelten oder ebendeshalb Furore machten, weil sie Unglaubliches präsentierten.

4. EINE ZUKUNFT, DIE ZUR VERGANGENHEIT WIRD: DIE DEUTSCHE ATOMWIRTSCHAFT. Als ich Ende 1973 mit meinen Recherchen zur Genese der bundesdeutschen Atomwirtschaft begann, mehr aus purer Neugier als aus

irgendeinem Kalkül – es war ja damals für einen Historiker ein ziemlich verrücktes Unterfangen! –, intendierte ich eine Vorgeschichte der Zukunft. Meine erste Entdeckung bestand darin, dass es die zivile Kernkraft, von der seit den 1950er Jahren so viel geredet wurde, realiter noch kaum gab, die Geschichte der Kernenergie vielmehr bis in die jüngste Zeit eine Geschichte der Zukunftserwartungen war. Wie so viele Intellektuelle meiner Generation hielt ich es für gegeben, dass das »friedliche Atom«, beste Erfüllung des Pazifistentraums »Schwerter zu Pflugscharen«, die Menschheit aus der Energienot erlösen werde und man an der Bonner Atompolitik die Zögerlichkeit zu kritisieren habe.³³ Nur langsam und zunächst widerwillig, dann jedoch von der Flut neuer Einsichten durch die Kernenergie-Kontroverse überwältigt, öffnete ich mich der Einsicht, dass die Anti-AKW-Bewegung alles in allem die besseren Argumente hatte.³⁴ Aber noch an der Erstfassung meiner Geschichte der deutschen Atomwirtschaft (1983) kritisierten Kernenergie-Gegner (zu Recht), dass ich mir Schlupflöcher für eine künftige Pro-Kernenergie-Haltung offengelassen hatte: In der Tat war ich mir nicht sicher, ob die Kernkraft in irgendeiner Form nicht doch eine Zukunft hatte. An mir selbst erfuhr ich den Reiz, aber auch die Tücke eines Themas mit offener Zukunft.

In der damaligen Einleitung bezeichnete ich die »Schrumpfung des Zeithorizontes« als den Grundfehler der Atompolitik: Statt inhärent sichere Reaktortypen zu entwickeln, habe man sich auf die von den USA schon preiswert angebotenen Leichtwasserreaktoren verlegt, die mit einem extrem hohen Restrisiko verbunden sind. Die Atomstrategen hätten ein Verwirrspiel mit der Zeit getrieben: Sie hätten eine dröhnende Zukunftsrhetorik betrieben, aber in Wahrheit kurzfristig – und kurzfristig kalkuliert.³⁵ Der »Verlust der Zukunft« habe die Kerntechnik angreifbar gemacht »für neue, um die Zukunft besorgte Bewegungen«.³⁶ In der Neufassung des Buches dreißig Jahre darauf, nach dem beschlossenen deutschen Ausstieg aus der Kerntechnik, habe ich diese Passage gestrichen. Aus der Rückschau erscheint mir meine damalige Vorstellung utopisch, bei einer derart komplizierten Technik sei ein politischer Entscheidungsprozess möglich gewesen, der aus der verwirrenden Vielzahl theoretisch möglicher Reaktortypen denjenigen mit höchster Sicherheit ausgewählt hätte.

Schon Reinhard Wittram, der mir einst so altmodisch erschien, hatte 1966 einen besorgten Blick auf die Kerntechnik geworfen. Nicht umsonst war er in Göttingen Kollege des Physikers Werner Heisenberg gewesen, des Halbgottes der entstehenden atomaren »Community«. Er erkannte in der Kern-

energie ein Anzeichen dafür, dass in der Gegenwart »die Voraussage von der Planung abgelöst«, ja die Gegenwart überhaupt zunehmend von der Zukunftsplanung beherrscht werde. »Der Historiker hat davon Kenntnis zu nehmen, dass die Zukunft wie ein Feuer die Gegenwart frisst.«³⁷ Wirklich? Als ich mit mehr Glück als Verstand Zugang zu den Akten der Bonner Atompolitik erlangte und aus meiner ursprünglichen Schnapsidee eine dicke Habilitationsschrift machen konnte, bestand eine meiner größten Überraschungen in der Entdeckung, dass die vier bundesdeutschen Atomprogramme, die gerade auch von den Gegnern so wichtig genommen worden waren, für den praktischen Verlauf der Dinge nahezu bedeutungslos waren. In Wahrheit herrschte nicht die Zukunft, sondern die Gegenwart: Auch darin kann die Quintessenz einer Geschichte der Zukunftserwartungen bestehen!

Eric J. Hobsbawm, einer der größten Sozialhistoriker des 20. Jahrhunderts, der die längste Zeit seines Lebens auf eine sozialistische Zukunft hoffte, erkannte nach dem Zusammenbruch des Kommunismus – der zugleich ein großes Stück Geschichte perspektivlos erscheinen ließ – das »bedrohlichste Phänomen unserer Zeit« darin, dass die neue Jugend »in einer Art permanenten Gegenwart« aufwache, ohne Geschichte und ohne Zukunft.³⁸ Der sozialdemokratische Umweltpolitiker Michael Müller jedoch, der den britischen Historiker sonst hochschätzt, klagte mir gegenüber, Hobsbawm verfolge diesen Gedanken nicht weiter, auch wenn sein *Zeitalter der Extreme implizit* sehr wohl Zukunftsausblicke enthält³⁹: immer wieder dieses Abbrechen von Ansätzen zur Zukunftsgeschichte! Da fühlte sich Müller, der als Vorsitzender der Kommission zur Endlagersuche für den Atommüll die abgründigste Zukunftsbewältigungs-Aufgabe vor sich hatte, bei der Suche nach einer neuen Zukunft im Zeichen der Nachhaltigkeit⁴⁰ von dem Historiker allein gelassen. Dabei betont Hobsbawm geradezu heftig: »Die Geschichte allein ermöglicht uns eine Orientierung, und jeder, der ohne sie auf die Zukunft blickt, ist nicht nur blind, sondern gefährlich ...« Und doch rückt er nicht mit einer eigenen Prognose heraus, und dies mit Grund: »Jeder von uns, der sich jemals an Prognosen herangewagt hat, ist damit mehrmals auf die Nase gefallen.«⁴¹ Der Historiker, der sich an Prognosen heranwagt, hat Grund, sich dabei zu prüfen, ob die Zukunftsszenarien wirklich seiner historischen Analyse oder nicht vielmehr seinen Hoffnungen und Ängsten entspringen. Das ist ein Weg, um aus der Geschichte der Prognostik zu lernen.

Offenbar gibt es nicht *die eine* große Gegenwarts-Zukunfts-Geschichte, sondern ein immer neues Wechselspiel der Zeiten. Der Althistoriker Christian Meier, der seine Studenten wiederholt dazu anhielt, Erwartungen für

das kommende Jahr zu notieren, in einem Umschlag zu verschließen und sich nach einem Jahr überraschen zu lassen⁴², erkannte kurz nach Hobsbawm ein »Verschwinden der Gegenwart«, allerdings als ein keineswegs neues Phänomen: Schon Machiavelli habe gelehrt, für den Staatsmann sei es wichtiger, »die Zukunft als die Gegenwart zu bedenken«. ⁴³ Auch der politisch viel erfahrene Philosoph Hermann Lübbe erkennt zur gleichen Zeit eine »Gegenwartsschrumpfung«, für den Wissenschaftler besonders peinvoll ablesbar an der »abnehmenden Halbwertszeit wissenschaftlicher Literatur«⁴⁴, die zunehmend aus Bibliotheken ausrangiert und im Internet zu Ramschpreisen angeboten wird. Oder ist das nur ein Zeichen, dass auch in der angeblichen »Wissengesellschaft« die Gehirne nicht größer werden?

5. ZUR ZUKUNFTSGESCHICHTE DES WALDES. Nach Abschluss meiner *Atomwirtschaft*, 1980, folgte ich meiner Sehnsucht in die Wälder und stürzte mich in die Geschichte der Wald- und Holzwirtschaft im Vorfeld der Industrialisierung. Den Anstoß dazu gab mir das Finale von Werner Sombarts Riesenwerk *Der moderne Kapitalismus*, das im Verlauf der frühen Neuzeit ein »drohendes Ende des Kapitalismus« als Folge fortschreitender Abholzung der Wälder und immer katastrophalerer Holzverknappung erkannte.⁴⁵ Vor diesem Hintergrund wurde die auf Steinkohle basierte Industrialisierung zur Reaktion auf eine ökologische Krise. Und kaum hatte ich mit dem Projekt begonnen, erscholl auch schon der Alarm über das Sterben der Wälder – welch eine Verlockung zur Aktualisierung der Geschichte: »Waldsterben damals – Waldsterben heute«!

Aber in den Archiven geriet ich durcheinander; da fand ich viele Anzeichen dafür, dass die alten Klagen, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Großalarm massierten, in typischen Fällen interessengebunden waren und von einer akuten Katastrophe der Holzversorgung keine Rede war. Im Eifer des Gefechts machte mir nunmehr der Anti-Alarmismus Spaß, und ich entfachte die Holzverknappungs-Kontroverse⁴⁶, die seither unter Forsthistorikern immer neu aufflammt.⁴⁷ Zeitweise war ich förmlich als Feind der Förster verschrien, da die große Holzverknappung des 18. Jahrhunderts zum Gründungsmythos der modernen, auf Nachhaltigkeit verpflichteten deutschen Forstwirtschaft gehört. Aber ich schätzte ja diese forstliche Tradition und sah in den Förstern gar keine Feinde; und Geschichte nur deshalb zu betreiben, um sich über Menschen früherer Zeiten zu mokieren, ist ein allzu billiges Vergnügen.

Mein langjähriger Kollege Reinhart Koselleck (1923–2006), in seiner Generation der führende Geschichtsdenker zum Thema »Zeit«, erkannte um

1800 eine große Wende im Zukunftsdenken: Bis dahin hätten die Menschen in der Vorstellung eines ewigen Kreislaufs des Gleichen gelebt; von jetzt an wurde die Zukunft zu einem ganz Neuen.⁴⁸ Vor diesem Hintergrund konnte der Holzalarm dann doch etwas Tiefgründiges bekommen: als eine Vorwegnahme der Zukunft, wenn man die am Ende des 18. Jahrhunderts erkennbaren Ansätze industriellen Wachstums fortlaufend ins Futurum fortschrieb, ohne eine neuartige Energiebasis mitzudenken. Dann hätten die Warnrufe eine durchaus drohende chronische Krise zu einer akuten Katastrophe hochstilisiert, um etwas zu bewegen. Volker Hauff, der Vertreter der Bundesrepublik in der Brundtland-Kommission der 1980er Jahre, die die Zauberformel »Nachhaltige Entwicklung« in die Welt setzte, meinte zu mir sogar, der »Holznot«-Alarm um 1800 sei ein historischer Augenblick der Hellsicht gewesen, worauf der Siegeszug der Kohle die Menschen wieder in einen »zweihundertjährigen Tiefschlaf« eingelullt habe.⁴⁹ Ein Hinweis darauf, dass sich die Kosellecksche Zukunftswende um 1800 keineswegs linear bis in die Gegenwart fortsetzt, sondern von einem Zickzack abgelöst wird, der im Detail untersucht werden muss: Diese Einsicht hat mich bei der Arbeit an diesem Buch bestimmt.

In der Neufassung des »Holz«-Buches zog ich bei dem »Waldsterben«-Alarm der 1980er Jahre eine ähnliche Quintessenz wie bei dem »Holznot«-Alarm von 1789: Eine chronische Gefährdung des Waldes wurde zur akuten Katastrophe hochstilisiert.⁵⁰ Apropos, entgegen Kosellecks makrohistorischer Schau: Schon seit der Antike, bereits »in einer so dynamischen Zeit wie dem 5. Jahrhundert vor Christus« (Christian Meier)⁵¹, ist die Geschichte der Zukunftserwartungen in heftiger Bewegung – Grund genug, auch dort ebenso wie für die neuesten Zukünfte nicht nur Makro-, sondern auch Mikrohistorie zu betreiben. Koselleck hat das Thema »Zukunft« nicht empirisch bis in die neueste Zeit verfolgt, sondern sich stattdessen im Zeichen der »Erinnerungskultur« der Denkmalforschung zugewandt.

6. »DIE ÄRA DER ÖKOLOGIE«: VERGANGENHEIT ODER ZUKUNFT? Als ich mich nach etlichem Zögern an eine globale Geschichte der Umweltbewegung heranwagte, hatte ich es fast noch mehr als einst bei der Atomwirtschaft mit einem zur Zukunft hin ganz und gar offenen Thema zu tun. Schon der Buchtitel *Die Ära der Ökologie* ließ sich mehrdeutig verstehen: Er konnte eine mehr oder weniger abgeschlossene Epoche bezeichnen, aber auch eine Zukunft, die gerade erst begonnen hat. Wie kann sich da ein Historiker mit Anstand aus der Affäre ziehen? Diesmal wollte ich die Zukunftsoffenheit schon in der Grundstruktur zum Ausdruck bringen, indem ich bei aller Erzählfre-

digkeit doch auf ein *master narrative* verzichtete und stattdessen ein Nebeneinander verschiedener Dramen präsentierte, die fundamentalen Spannungen des *environmentalism* entspringen, wie sie von Amerika bis Ostasien zu beobachten sind.⁵² Eine Meistergeschichte suggeriert allzu leicht die Illusion, dass wir die Zukunft der Mensch-Umwelt-Beziehung kennen, oder gar die Einbildung, wir stünden bereits am Ende der Geschichte.

Ganz am Schluss habe ich dann doch, wenn auch mit Vorsicht, eine Prognose auf eine *mögliche* Zukunft gewagt: Der von Friedrich Nietzsche angezweifelte »Nutzen der Historie für das Leben« bestehe womöglich darin, dass man in der eigenen Gegenwart den »historischen Augenblick« entdeckt, »wo das Trägheitsmoment bestehender Strukturen durchbrochen wird«. Und dann habe ich mit etwas mulmigem Gefühl noch hinzugefügt: »Wer weiß, vielleicht erleben wir einen solchen Augenblick schon bald.«⁵³ Zwei Wochen nach Auslieferung des Buches geschah die Reaktorkatastrophe von Fukushima mit nachfolgender deutscher Energiewende, und nun wurde dies Finale von manchen als prophetisch bezeichnet, zumal ich die Verdrängung des nuklearen Risikos in Japan angesprochen hatte.⁵⁴ Aber ich werde mich auch weiterhin vor Katastrophen- und Wendeprognosen hüten.

»UND JETZT SIND WIR EBEN IN EINEM ZACK«: BETRACHTUNGEN ZU LETZTEN GEDANKEN VON JÜRGEN KUCZYNSKI, ZU UNTERSCHIEDLICHEN PROGNOSE-TYPEN UND ZUR DIALEKTIK DER ZUKUNFTSGESCHICHTE. Im turbulenten Wendejahr 1990 war ich als Referent zur Berliner Sommer-Universität geladen; ich sollte über Geschichte und Zukunft der Technik in der noch bestehenden DDR reden: welch eine delikate Aufgabe! In der damaligen Literatur, auch der westdeutschen, bekam die DDR in der Technologie oft erstaunlich gute Zensuren, schon wegen der hohen Zahl der dort ausgebildeten Ingenieure⁵⁵; ein junger Fabrikarbeiter jedoch, dessen einzige Aufgabe darin bestand, einer uralten Maschine das Schmieröl abzuwischen, mit dem sie sich ständig beschlabberte, und mit dem ich 1985 durch das nächtliche Dresden bummelte, war mir gegenüber vor Frustration förmlich explodiert: Wir im Westen hätten ja keine Ahnung, wie hoffnungslos heruntergekommen die DDR-Industrie sei!

Aber natürlich wollte ich im Sommer 1990 nicht als Unglücksprophet auftreten, auch wenn ich schon damals nicht glaubte, dass die Einführung der D-Mark in der DDR die gleiche Schubwirkung haben würde wie 1948 die Währungsreform im Westen. Ich begnügte mich mit verhaltenen Tönen, erinnerte skeptisch an die Zuversicht der frühindustriellen Liberalen, freies Eigentum wirke wie ein »elektrischer Schlag« und verwandele Lethargie in

emsiges Leben, und schloss mit dem Hinweis, die Elektrotherapie sei »mit Recht in Misskredit geraten; sie gibt kein gutes Leitbild für die deutsche Vereinigung.«⁵⁶ Zur gleichen Zeit machte ich mir in einem Aufsatz zur bundesdeutschen Technikgeschichte der 1950er Jahre geradezu einen Spaß daraus, die Technomanen mit ihrem Innovationsfimmel zu foppen und so anschaulich wie möglich zu zeigen, dass sich das »Wirtschaftswunder« auf gar keine Zukunftstechnik, sondern durchweg auf verbesserte Anwendung konventioneller Technik oder kleine trickreiche Neuerungen stützte, die dem Lebensgenuss dienten: Wallnussknackmaschine zur Pralinenherstellung gegen östlichen Sputnik-Rummel.⁵⁷ Da erschien mir die (vermeintlich) von der Raumfahrt faszinierte DDR-Führung wie ein Hans Guckindieflucht. Aber galt das noch für die Ära Honecker? Durch Gespräche mit DDR-Technologen kamen mir Zweifel.

Jürgen Kuczynski, der *grand old man* der DDR-Historiographie, einst ein Vertrauter von Erich Honecker, ließ sich auf der Sommer-Universität von seiner Verunsicherung über den Zusammenbruch seiner Welt nichts anmerken. Als ihn ein verstörter Altkommunist, der die Welt nicht mehr verstand, fast flehentlich um eine Orientierungshilfe bat, hatte er kein Problem: Schon Genosse Engels habe ganz richtig erkannt, dass der Fortschritt in der Geschichte nicht geradlinig verlaufe, sondern im Zickzack. »Und jetzt sind wir eben in einem Zack.«

In der Tat musste Engels erleben, wie die Hoffnung auf Revolution in eine unbestimmte Zukunft entschwand; aber der »Zickzack« stammte nicht von Engels, sondern war original Kuczynski. Der brachte mit 92 Jahren als letztes Opus seines Lebens ein Büchlein *Vom Zickzack der Geschichte* (1996) heraus. Da bekennt er, noch in seinem Buch von 1984 *60 Jahre Konjunkturforscher* (sehr anders als die meisten Zukunftsbücher heute selbst antiquarisch zu keinem Preis mehr erhältlich) habe er bei aller Erinnerung an die vielen Fehlprognosen noch an die Möglichkeit solcher Voraussagen geglaubt. »Heute teile ich diese Ansicht nicht mehr.« Und zustimmend zitiert er das Gefrotzel des Londoner *Economist*: »Ein Wirtschaftswissenschaftler ... ist ein Experte, der morgen wissen wird, warum die Dinge, die er gestern voraussagte, heute nicht eingetreten sind.«⁵⁸

Die Konjunkturprognosen sind ein Reich für sich, zum Teil ein esoterisches; das werden wir noch sehen. Überhaupt gibt es Prognosen höchst unterschiedlicher Art und Qualität. Da gibt es die klassischen Utopien, von der *Utopia* des Thomas Morus bis zu Francis Bacons *Neu-Atlantis*: zwar am berühmtesten, für den Historiker jedoch am wenigsten relevant, da sie hoch

über der Realität schweben. Da gibt es die Vorhersagen der professionellen Prognostiker, die typischerweise die Verbindung zu den Planern suchen, die ihre Prophezeiungen in eine *self-fulfilling prophecy* zu transformieren vermögen. Da gibt es den Zweckoptimismus, in der deutsch-deutschen Geschichte nach 1945 besonders ausgeprägt beim SED-Regime, und den Zweckpessimismus von Adenauers geflügeltem Wort »Die Lage war noch nie so ernst« bis zu den Alarmrufen von Wirtschaftsleuten in den 1990er Jahren über den gefährdeten »Standort Deutschland«. Da gibt es futuristische Wunsch- wie auch Angstträume –, und da gibt es die der Gegenseite spöttisch unterstellte *German Angst*, die seit langem zum Standardrepertoire der Sprücheklopfer in Abwehr der Bedenkenträger gehört; was davon zu halten ist, wird uns noch beschäftigen. Da gibt es die auf Knalleffekte kalkulierten Zukünfte futuristischer Bestseller, aber auch die mitunter ganz anderen Zukunftserwartungen breiter Bevölkerungsschichten; da fand ich bei den Allensbach-Meinungsforschern ungeahnte Schätze, die mir zum Gutteil durch Thomas Petersen erschlossen wurden, der mir schrieb: »Nach meiner Erfahrung ist kaum etwas lustiger als die Zukunftsszenarien der Vergangenheit.«⁵⁹ Und last but not least die Zukunftsspekulationen der Unternehmer, die sie oft für sich behalten oder gar Optimismus mit Pessimismus kaschieren, um einen Konkurrenzvorteil zu erlangen oder die Politiker einzuschüchtern⁶⁰, aber auch Zukunftsbeschwörungen der Politiker, mit denen nicht selten kurzfristige Kalküle kaschiert werden: »Zukunft« als Objekt eines Versteckspiels! Man sieht: Bei diesem Thema gibt es eine Menge zu entdecken, Anreize genug für detektivische Historiker; aber sobald man zu differenzieren beginnt, präsentiert sich diese Materie erst einmal abschreckend diffus.

So gesehen ist es kein Wunder, dass Vorstöße der Historiker hier immer wieder ins Stocken kamen. Auch der 92-jährige Kuczynski, der einst sein Leben zum zielstrebigem Vollzug einer höheren kommunistischen Prädestination stilisiert hatte⁶¹, schrieb sein *Zickzack der Geschichte* zu einer Zeit, als er damit rechnen konnte, dass ihm der Tod das Weiterforschen in diesem Zickzack ersparen würde. Unterhalb der altberühmten Zukunftsentwürfe präsentiert sich die Zukunftsgeschichte erst einmal als formloses Potpourri, und schon gar im 20. Jahrhundert zerfasert sie immer mehr; den Historiker überkommen Zweifel, ob sich aus alledem Geschichte, Struktur, Zusammenhang ergibt, abgesehen davon, dass er bei der Lektüre vieler einschlägiger Literaturprodukte einen Widerwillen überwinden muss.

Und doch, das soll dieses Buch zeigen: Es *gibt* da Strukturen, große Linien und enge Verflechtungen mit der realen Geschichte, und sei es dadurch, dass

diese von Übertreibungseffekten profitiert, die durch Fehlprognosen verursacht wurden. Und zugleich lohnt es sich, ins Detail zu gehen: Wunschvorstellungen erzeugen fast automatisch die Sorge, dass die Wünsche enttäuscht werden – auch dies eine Dialektik der Zukünfte.⁶² Strategien, die im Blick auf eine vorgestellte Zukunft monomanisch verfolgt werden, provozieren Gegenkräfte. Viele Prognosen sind charakteristische Zeitprodukte; keineswegs sind sie ganz willkürlich, sondern gerade wegen ihres luftigen Wesens sind sie umso mehr auf Vernetzungen und auf Rückversicherungen in der Realität angewiesen, ganz besonders dann, wenn sie zur Orientierung der Handelnden herhalten sollen.

Michael Wettengel, dem ich den unmittelbaren Anstoß zu diesem Buch verdanke, warnte mich gleichwohl vor einer breit angelegten Zukunftsgeschichte, die sich nicht auf die Erwartungen einer bestimmten Gruppe in einer bestimmten Situation wie die des Parlamentarischen Rates von 1948/49 beschränkt. »Es gibt der Zukünfte einfach zu viele, und sie sind widersprüchlich und schwer fassbar. Eigentlich ist das wie ein Urwald voller Gewächse, eine Art grüne Hölle der Zukünfte.«⁶³ Und doch lohnt es sich, Schneisen durch diesen Dschungel zu schlagen: Da entdeckt man, dass er eben doch kein bloßes Durcheinander ist, sondern ein Ökosystem eigener Art. Gleichwohl tut es gut, sich davor zu hüten, in die Zukunftsgeschichte gar zu viel Ordnung hineinzulegen und – wie es im Gefolge Kosellecks manchmal geschah – für bestimmte Perioden regelrechte »Zeitregimes« anzusetzen. Stattdessen lohnt es sich, darauf zu achten, ob nicht gerade solche Prognosen, die zur fixen Idee geworden sind, Gegenentwürfe provozieren.

Ein Kapitel der *Allgemeinen Theorie* von John Maynard Keynes handelt vom »Zustand der langfristigen Erwartung«; dies ist ein Zustand von relativer Stabilität, da er sich auf Vertrauen gründet und dieses nur langsam wächst.⁶⁴ Wie man in Keynes' Sachregister sieht, ist die »Erwartung« für ihn ein zentrales Thema, als Antrieb von Investitionen, und zugleich ein zu entdeckendes, oftmals nicht offen zugegebenes Motiv.⁶⁵ Da wird es spannend. Nicht selten sind Zukunftserwartungen überdies transnational und zeigen sogar Gemeinsamkeiten zwischen West und Ost. Und darin liegt der spezielle Reiz der Zukunftsgeschichte: Je mehr die Prognosen bis zur letzten Konsequenz betrieben werden, desto mehr entwickeln sie ihre Dynamik, ihre Dialektik; je mehr sie auf Provokation angelegt werden und/oder in der Praxis stolpern, desto mehr rufen sie Gegenreaktionen, konträre Zukünfte hervor. Dafür bietet die deutsche Geschichte nicht nur vor, sondern mindestens so sehr nach 1945 schlagende Beispiele; um diesen Zickzack herauszubrin-

gen, muss man die chronologische Aufeinanderfolge mit Längsschnitten kombinieren, die ein Motiv durch die Dekaden verfolgen.

DER UNGLÜCKSPROPHET IM ZICKZACK. Mitunter erfolgte ein Zack sogar prompt: Der publizistische Paukenschlag des 83-jährigen Philosophen Karl Jaspers *Wohin treibt die Bundesrepublik?* (1966), der die bundesdeutschen Politiker dafür anklagt, dass sie nach 1945 den »Grundakt der Umkehr nicht vollzogen« hätten⁶⁶ – obwohl man gerade damals aus der aufgewühlten Bundestagsdebatte über die Verjährung der NS-Verbrechen, mit der Jaspers beginnt, das genaue Gegenteil herauslesen könnte –, provozierte die Gegenschrift des 1939 aus Deutschland emigrierten Politikwissenschaftlers Karl J. Newman *Wer treibt die Bundesrepublik wohin?* (1968), der dem Philosophen vorwirft, dass er mit seiner Forderung nach einer kollektiven Willensbildung großen Stils in der Pose des Demokratie-Predigers eine in Wahrheit totalitäre Botschaft verkünde.⁶⁷ Auch der junge Erhard Eppler, das künftige Oberhaupt des grünen SPD-Flügels, bemerkte 1966 in einem Artikel »Wohin treibt Karl Jaspers?«, dass manche Stellen des Buches im *Neuen Deutschland*, andere dagegen »in der rechtsradikalen Presse abgedruckt werden können«.⁶⁸ Da plädierte Jaspers sogar dafür, das maoistische China notfalls mit einem atomaren Präventivschlag zu bedrohen!⁶⁹ Aber wider alles Erwarten wurde der greise Philosoph, eben noch ein unerbittlicher Kalter Krieger, für den 1965 der Bundespräsident Lübke der einzige Lichtblick in der Bonner Politik gewesen war⁷⁰, mit dieser Schrift als Wegbereiter der Achtundsechziger wahrgenommen; Newman sah den erklärten Freud-Feind Jaspers⁷¹ in einer Reihe mit dem Freudianer Herbert Marcuse! Als der liberale Politologe Kurt Sontheimer 22 Jahre darauf Jaspers' Streitschrift neu edierte, obwohl er sie »manchmal geradezu grotesk« fand, bemerkte er kopfschüttelnd, Jaspers habe »anscheinend in dem Bewusstsein« gelebt, »auf eine Katastrophe zuzugehen«.⁷²

Jaspers, der 1933 keinerlei Hellsicht gezeigt und die Emigration damals zum Ausdruck von Dummheit erklärt hatte⁷³, profilierte sich später in Beschwörung der verbrecherischen Vergangenheit als Unglücksprophet; der Emigrant Newman warf ihm vor, »die Gegenwart und Zukunft der Vergangenheit zu opfern«.⁷⁴ Wenn ein kritischer Kopf in Deutschland nach 1945 Geschichte und Zukunft verknüpfte, lag es nahe, das werdende argwöhnisch auf eine Wiederkehr von NS-Elementen hin zu beäugen; die Frage, ob dieser Umgang mit der Erinnerung die Voraussicht gefördert oder vom Zickzack der Zukünfte eher abgelenkt hat, wird sich in diesem Buch wiederholt stellen. Die bundesdeutsche Geschichte, die sich (bislang) aus der Rückschau

gerade vielen Jüngeren im Kontrast zur NS-Zeit als eine wenn auch löbliche, so doch etwas langweilige Erfolgsstory präsentiert, wandelt sich in der Geschichte der Zukunftserwartungen über weite Strecken zu einer Balance an Abgründen.

»Expect the Unexpected!« steht auf Warnschildern an einer Straße, die in endlosen Haarnadelkurven aus der Gangesebene hoch nach Darjeeling führt; gerade aus historischer Erfahrung passt diese Warnung nicht nur an Himalaya-Straßen. Manchmal ist das Unerwartete ja auch erfreulich, ob »Wirtschaftswunder« oder Wiedervereinigung. Wenn ich an trüben Tagen auf meinen Spaziergängen ausschließlich Hundefrauen und Hundeherrchen begegne und immer wieder durch Gebell aus meinen Gedanken gerissen werde, verfolgt mich die Horrorvision, es könne immer so weitergehen, dass die Deutschen lieber Hunde als Kinder haben – zumal man den Hunden noch Kommandos zubrüllen kann –, bis aus der Bundesrepublik die Hunderepublik Deutschland geworden ist: meine Variante von *Deutschland schafft sich ab!* Aber dann sehe ich Scharen fröhlicher Kinder und denke an den Zickzack der Geschichte, wo Trends in Gegentrends umschlagen. Und bei alledem bekenne ich mich verschämt zu dem Wunschtraum einer großen segensreichen Konvergenz, wo sich per Effizienz und Recycling ökologischer und ökonomischer Fortschritt miteinander vereinen, das Ideal der Nachhaltigkeit sowohl die erneuerbaren Ressourcen wie die finanzielle Solidität fördert, der Umweltschutz als Basis von Gesundheit und Wohlbefinden die weltweite Verständigung vorantreibt und sich durch Frauenbildung und Besserstellung der Frauen das Problem der Übervölkerung von selbst erledigt. *Denkbar* ist das alles! Aber auch die Sorge, dass die Dinge der Welt sehr anders laufen, ist leider begründet, und es wäre blind, sie als bloße Angstmacherei ins Lächerliche zu ziehen. Die Zukunft entzieht sich dem systematischen Zugriff; nur durch ein immer neues unruhiges Hin- und Herschauen, durch scharfe Beobachtung der Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Gegenwart kommt man ihr womöglich ein wenig näher.

I

»Forderung des Tages« –
»Und der Zukunft zugewandt«:
Der deutsch-deutsche Zukunftskontrast,
die offenen und die verborgenen
Zukünfte und der Überraschungseffekt
des »Wirtschaftswunders«

DAS VORLÄUFIGE ENDE DES FORTSCHRITTSGLAUBENS. Sigfried Giedion, von 1928 bis 1938 in Zürich Generalsekretär des Congrès Internationaux d'Architecture Moderne und Autor mehrerer Klassiker zum Fortschritt in Technik und Architektur, schloss 1948 sein großes Werk *Die Herrschaft der Mechanisierung* mit dem Seufzer: »Heute, nach dem Zweiten Weltkrieg, gibt es wahrscheinlich kaum Menschen, wie entlegen sie auch leben mögen, die nicht ihren Glauben an den Fortschritt verloren haben. Der Fortschritt hat die Menschen in Schrecken versetzt, und er ist nicht mehr eine Hoffnung, sondern eine Bedrohung. Der Fortschrittsglaube gehört jetzt mit vielen anderen entwerteten Symbolen in die Rumpelkammer.«¹ Bei dieser Fortschrittsfurcht handelt es sich also keineswegs um eine von Öko-Alarmisten geschürte *German Angst* der jüngsten Zeit, sondern um eine international verbreitete Seelenlage, die der noch frischen Kriegserfahrung entsprang.

Gewiss war sie bei den Deutschen, ob sie den Krieg an der Front oder daheim bei den Luftangriffen erlebt hatten, besonders schmerzhaft. Selbst bei einer Untersuchung unter robusten Hüttenarbeitern, die von moderner Technik lebten, wurde sie von Meinungsforschern 1953/54 registriert. »Denn der Krieg steckt uns noch in den Knochen, und jeder, der vom technischen Fortschritt spricht, denkt an den Krieg«, äußerte ein fünfzigjähriger Reparaturschlosser – so sehr ist die angeblich blinde Fortschrittsgläubigkeit der 1950er Jahre ein Mythos der fortschrittskritischen Öko-Ära! Und keineswegs nur Bildungsbürger zweifelten an den Segnungen dieser Art von

Zukunft. Ein Schmelzer bemerkte zum Stichwort »technischer Fortschritt«: »Seit etwa 1870 ist die Technik großen Stils im Gang. Seitdem haben wir drei Kriege gehabt, von denen einer immer noch schlimmer ist als der vorherige ...«² Genereller Zweifel am technischen Fortschritt kann sich sehr wohl mit kompetenter Handhabung der konkreten Technik vertragen.

Einer der zu jener Zeit bekanntesten Rundumschläge über die bundesdeutsche Gesellschaft war Friedrich Sieburgs Buch *Die Lust am Untergang* (1954). Dieser einstige Pariser Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, der zuerst 1929 durch *Gott in Frankreich* berühmt wurde, steigt am Ende seines Buchs in eine Zeitmaschine und beschließt es mit einem Gespräch mit dem fortschrittsgläubigen Voltaire, dem er sich als Mensch des 20. Jahrhunderts vorstellt und der von ihm eine Preisrede auf die Herrlichkeiten der damaligen Zukunft erwartet. Sieburg jedoch: »Herr Voltaire«, sagte ich und flüsterte geheimnisvoll, »wissen Sie, dass meine Zeit die Mittel hat, den ganzen Erdball in die Luft fliegen zu lassen? Was sagen Sie nun?« rief ich und lächelte ebenso blöde wie erwartungsvoll. »Hinaus«, schrie der kleine Mann und hob sich vor Wut auf die Zehenspitzen, »hinaus! Ich werde dem Diener klingeln!«³ Der Witz ist nun allerdings, dass der Titel *Die Lust am Untergang* pure Effekthascherei ist; denn das gesamte Buch lang ärgert sich der Autor darüber, dass die Bundesdeutschen trotz grausiger Vergangenheit und noch abgründigerer Zukunftsperspektive ganz einfach vor sich hin leben und kräftig zulangen, wo sie es sich leisten können. Aber wie sollte man anderes von ihnen erwarten, nach solchen Erfahrungen?⁴

Noch im Oktober 1951 ergab eine westdeutsche Meinungsumfrage, dass ganze zwei Prozent der Befragten die Gegenwart als die Zeit erlebten, in der es den Deutschen am besten gegangen sei; zwei Jahrzehnte später werden es über 80 Prozent sein.⁵ Der Schock der Notzeit wirkte bis weit in das »Wirtschaftswunder« hinein. Nach einem üppigen Essen fällt es schwer, sich auch nur um ein, zwei Stunden zurück in den Zustand des Hungers zu versetzen; umso schwerer fällt es heutigen Deutschen, sich den Seelenzustand der Mehrheit der deutschen Bevölkerung 1945 und danach sinnhaft vorzustellen. Denn da beherrschte der Hunger alles. So weit war es erst nach Kriegsende gekommen, als die Kriegsverluste nicht mehr durch Ausbeutung besetzter Gebiete zu kompensieren waren; »unter Hitler haben wir nicht gehungert« bekam man noch in den 1950er Jahren mit bedeutsamem Unterton zu hören. Erst vierzig Jahre danach, als der Hunger längst vergessen, das Kriegsende dagegen aus der Rückschau zum Beginn einer großen Erfolgsgeschichte geworden war, fand Bundespräsident Richard von Weizsäcker

den Beifall neuer Generationen, als er den 8. Mai 1945 zum »Tag der Befreiung« erhob. Er selbst, 1920 geboren, hatte die Notzeit noch in Erinnerung und gab zugleich zu verstehen, dass die große Mehrheit der Deutschen den 8. Mai erst im Lauf der Zeit als einen solchen Tag zu empfinden vermochte; damals waren die Empfindungen (auch in der Familie Weizsäcker) tief gespalten gewesen: »Der eine kehrte heim, der andere wurde heimatlos. Dieser wurde befreit, für jenen begann die Gefangenschaft. ... Verbittert standen Deutsche vor zerrissenen Illusionen, dankbar andere Deutsche für den geschenkten neuen Anfang.«⁶ Aber auch viele von denen, die das NS-Regime verabscheuten, hatten Schlimmes durchzumachen. Die meisten Deutschen waren in jener Zeit ganz auf die eigene Existenz, die eigene Not, das pure Überleben zurückgeworfen; man braucht nicht die Psychoanalyse zu bemühen und einen kollektiven Verdrängungsakt zu konstruieren, wenn man sich damals einfach nur nach jener Zeit zurücksehnte, in der man nicht zu hungern brauchte, und im übrigen über das vergangene Böse schwieg.

Selbst Carlo Schmid, der damalige Zukunftsmann der SPD, als Baedekere-Übersetzer der Liebling französischer Literaten, wurde nach dem französischen Einmarsch in Tübingen vorübergehend verhaftet und zusammengeschlagen.⁷ Diese Erinnerung verfolgte ihn noch lange, obwohl er von seiner ganzen Art her ein Bonvivant und Frankreich-Freund war, der lieber auf Hoffnungsschimmer schaute und auch im zerstörten Deutschland notfalls im Geisterreich des George-Kreises seine Zuflucht fand.⁸ Dann, Anfang 1946, als De-facto-Regierungschef der französisch besetzten Zone Württembergs, publizierte er (noch als »Karl Schmidt«) Reden und Aufsätze unter dem Titel *Die Forderung des Tages*.

DIE VORAUSSCHAUENDE »FORDERUNG DES TAGES«. Das war ein Goethe-Zitat, das als geflügeltes Wort bereits seine Geschichte hatte. Es war ein Aufruf zur Tagespolitik, gegen das Abheben in Phantasiewelten. »Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages«, heißt es in den *Maximen und Reflexionen*; und als Weimarer Minister hatte Goethe Alltagspflichten genug, zu deren Erledigung er sich einen Ruck geben musste. Unter dem Titel *Die Forderung des Tages* publizierte der zum engagierten Republikaner gewandelte Thomas Mann 1930 Reden und Aufsätze aus früheren Jahren. Schon 1910 hatte unter dem gleichen Titel Wilhelm Ostwald, Chemie-Nobelpreisträger von 1909, gesammelte Abhandlungen in einem 600 Seiten starken Band herausgebracht. Der »Forderung des Tages« nachzukommen bedeutete für ihn konkret, »den Beruf des Universitätsprofessors mit dem des praktischen Idealisten« zu vertauschen, der die Menschheit dazu anhielt, ihren Stolz nicht im

verschwenderischen Umgang mit Energie zu suchen, sondern vielmehr darin, »mit möglichst geringem Aufwand roher Energie unsere Kulturbedürfnisse zu befriedigen«. In der Zukunft erkennt er gewaltige Fortschritte hin zur Nutzung der Solarenergie. »Forderung des Tages« war für ihn also weit entfernt von engstirnigem Pragmatismus.⁹ Aber unter die gleiche Goethe-Maxime stellte er im August 1914, obwohl nach wie vor im Prinzip »Internationalist und Pazifist«¹⁰, auch sein Bekenntnis zum Krieg¹¹: die »Forderung des Tages« als vermeintlicher Zwang der Gegenwart, der die Zukunft erschlägt. Mit dem Aufruf »der ›Forderung des Tages‹ gerecht zu werden«, schloß Max Weber seine an Münchener Studenten gerichtete Rede »Wissenschaft als Beruf« im November 1917¹², zu Beginn des letzten Kriegswinters; doch was er mit dieser Forderung meinte, reicht über den Tag hinaus: Die ergebe sich dann von selbst, »wenn jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält«. Auch im Gestus der Abwehr von Wunschwelten, in der demonstrativen Umkehr zur Pflicht der Gegenwart verstecken sich Zukunftsideen!

Gilt das auch für den phantasievollen Carlo Schmid 1946? Unter dem Titel »Die Forderung des Tages« stand sein Neujahrsartikel; und dieser ist noch aus heutiger Sicht beispielhaft in dem Hin und Her seiner Reflexion über den Umgang mit Zukunft und Gegenwart. Da beklagt er, dass viele Landsleute ihr Gleichgewicht »in der Hingabe an die Starre der Hoffnungslosigkeit gefunden« hätten, »die – so paradox das klingen mag – heute ihr zuverlässigster Trost ist, denn sie glauben damit mutig ein Schicksal zu behagen«. Auch dies ist eine Art, sich in der Gegenwart einzurichten; und genau dagegen zieht Schmid zu Felde: »Aber dies ist eitler Selbstbetrug und es gibt keine dringendere Aufgabe, als unser Volk aus diesem Dämmer Schlaf zu einem mutigen Wachsein aufzurütteln ..., in dem das Hier und Jetzt der Existenz nicht als auswegloser Abschluss eines Gestern erlebt wird, sondern als Tor, das in einen Morgen führt, den wir mit den Bildern unseres Hoffens und Wollens prägen können ...« Aber dann gleich dieser Rückzieher:

»Doch da gilt es gleich zum Anbeginn vor einer Gefahr zu warnen, die so tödlich ist wie die Lethargie ..., nämlich der Uferlosigkeit des Hoffens und dem Glauben an die Umkehrbarkeit der Zeit. Was wir auch tun mögen, wie sehr wir auch unsere Muskeln spannen werden – nie wieder werden wir zu Umständen kommen gleich denen, die die Älteren unter uns noch gekannt haben.«¹³

Selbst für einen Optimisten wie ihn war damals also ganz unvorstellbar, dass es kein Jahrzehnt später zumindest im Westen dem Gros der Deutschen

besser gehen würde als je zuvor! Ein Programm für den Neuaufbau seines Landes und eine Vision für ein künftiges Deutschland entwickelte er nicht.¹⁴ Er wurde Mitglied der SPD und trug wie kein anderer dazu bei, dieser Partei ein neues kulturelles Flair zu verleihen; aber anders als Kurt Schumacher und viele alte Kämpen der Partei glaubte er an keinen Sozialismus in greifbarer Zukunft.¹⁵ Für einen von seiner Biographie her ganz nach Westen orientierten Württemberger klammerte er sich auffallend lange an die Fiktion eines weiterexistierenden Gesamtdeutschlands und drohte sich zeitweise durch seinen Widerstand gegen die Gründung des Weststaats sogar ins politische Abseits zu manövrieren.¹⁶ Noch im Parlamentarischen Rat insistierte er geradezu pedantisch darauf, das Grundgesetz lediglich als ein Provisorium und das westdeutsche Gebilde als ein unvollkommenes zu verstehen, was den ihm sonst wohlgesinnten Theodor Heuss dazu veranlasste, den korpulenten Kollegen mit Reimen anzupflaumen: »Der Carlo celebriert wie ein Gedicht/die hohen Worte seines Staatsfragments,/ auf jedem Komma wuchtet sein Gewicht –/jetzt die Cäsur, dann fühlsam die Cadenz.«¹⁷ Und doch präsentierte *Der Spiegel* in einem Carlo-Schmid-Titel am 12. März 1949 den »elastischen Bullen aus Tübingen, der auf mehreren Klavieren mit einiger Bravour spielen oder sogar tanzen kann«, unter der Überschrift »Zum Herrschen geboren« (einer angeblichen Astrologen-Prophezeiung über ihn) wie den Führer des kommenden Weststaats, der zugleich die SPD zur Volkspartei macht¹⁸: ihn, der dann doch mit seiner staatsmännischen Begabung nie so recht zum Zuge kam.

Umso mehr kann man an Schmid's Zögerlichkeit ermesen, was neue Generationen nach 1945 im Westen kaum mehr nachvollziehen konnten: wie schwer es zu jener Zeit war, die Zukunft eines geteilten Deutschlands zu denken – wie längst nicht nur bei eingefleischten Nationalisten das Gefühl vorherrschte: »Das kann doch nicht wahr sein!« Bei einem Politiker kam im Gedanken an die zahllosen Exnazis wohl auch die Sorge hinzu, durch Mitarbeit an dem neuen Staat als Kollaborateur und Verräter auf die Abschlusliste nationalistischer Untergrundorganisationen zu geraten: »Politik mit dem Kopf unter dem Arm« zu betreiben. Erst aus der Rückschau wirkt diese Sorge grundlos. Die Situation war dieses Mal eben ganz anders als 1918: Wer die deutsche Einheit retten wollte, musste sich mit der sowjetischen Besatzungsmacht verständigen; und dazu waren Altnazis am allerwenigsten imstande. Nur durch Neutralisierung war die Einheit zu retten; wer jedoch auch nur die geringste Aussicht haben wollte, die Amerikaner zum Abzug aus Westdeutschland zu veranlassen, musste sich mit den amerikanischen

Isolationisten und obendrein dortigen sowjetfreundlichen Linken zusammen; und gerade deutsche Nationalisten waren die allerletzten, die zu solchen Koalitionen fähig waren.

Man kann annehmen, dass vor allem dieser unlösbare Widerspruch eine neue nationalistische Sammlung blockierte. Altnazis zerfielen in Neutralisten und Kalte Krieger, und noch viel mehr von ihnen übten sich geflistentlich in der neuen politischen Korrektheit. All jene Warner, die sich die Nazis nach dem Brecht-Vers »Der Schoß ist fruchtbar noch« wie eine homogene ewig gleiche regenerationsfähige Rasse vorstellten, waren im Grunde auf die Selbstinszenierung des NS-Regimes hereingefallen: Der »typische Nazi« existierte vorwiegend in der NS-Propaganda und in der Anti-Nazi-Karikatur, wogegen die NSDAP in Wahrheit ein situationsgebundenes Konglomerat heterogener Kräfte war, das in der neuen Lage nach 1945 wieder in seine Bestandteile zerfiel. Wenn man sich an die Begeisterung der Massen für Hitler erinnert, überrascht das schwach ausgeprägte Nationalgefühl in den Jahrzehnten nach 1945; die Sorge, dass nach dem Ende des Besatzungsregimes zahllose Krypto-Nazis die Maske abwerfen und das Rad der Geschichte zurückdrehen würden, erwies sich als grundlos.

Viele, die den 1967 von Alexander und Margarete Mitscherlich publizierten Essayband *Die Unfähigkeit zu trauern* nur dem Titel nach kannten, bildeten sich ein, hier werde der Mangel an Trauer über die Opfer des NS-Regimes angeklagt; in Wahrheit zielte der Titel auf den Mangel an Trauer um den einst geliebten »Führer«!¹⁹ Das Gros der Deutschen war zu jener Zeit einfach nur froh, das NS-Regime los zu sein. Für Joachim Fest, Jahrgang 1926, war »das nahezu spurlose Verschwinden« der bis dahin allgegenwärtigen und alles beherrschenden NSDAP bei Kriegsende die große Überraschung seiner jungen Jahre.²⁰ Die Perspektivlosigkeit eines neuen deutschen Nationalismus war allzu offenkundig. Ob nach 1945 Chancen zur Rettung der deutschen Einheit verpasst wurden oder nicht: Klar ist nur, dass ein solches Ziel, in seinen Konsequenzen durchdacht, im Westen wenig Verlockendes an sich hatte und nur geringe politische Zugkraft besaß. Kurt Schumacher hasste die Kommunisten mindestens so sehr wie Adenauer, und er verachtete die ehemaligen SPD-Genossen, die in der Sowjetzone mit den »rotlackierten Faschisten« kollaborierten.²¹

Ebenso ist fraglich, ob es nach 1945 außerhalb der Sowjetzone – wie in der Neuen Linken nach 1968 gerne geglaubt²² – die überzeugende Vision einer sozialistischen Alternative zu dem dann folgenden Gang der Dinge gegeben habe. Jene Zeitzeugnisse, die von einer Sehnsucht nach einer Großen Wende

sprechen, stammen meist von einer intellektuellen Minderheit.²³ Die Verstaatlichungen in der Sowjetzone, die zur Kommandowirtschaft ohne Raum für freie Gewerkschaften führten, raubten der Idee der Sozialisierung jeglichen Charme von Arbeiterselbstbestimmung. Nicht Sozialisierung, sondern Mitbestimmung wurde zur Parole von Arbeiter-Aktivisten im Westen.

SEHNSUCHT NACH VOLLGEFÜHL DER GEGENWART: WIEDERENTDECKUNG DES EINFACHEN GLÜCKS. Ein besonders frappantes Zeitzeugnis ist eine Passage aus dem auf Tagebuchaufzeichnungen fußenden Bericht des Theologen Helmut Gollwitzer über seine Zeit in russischer Kriegsgefangenschaft, gerade weil er später zur geistigen Autorität der Linksintellektuellen neuen Typs und zum Freund Rudi Dutschkes wurde. Da bricht es in der Demütigung des Gefangenendaseins und des Gefilztwerdens aus ihm heraus, in Erinnerung an die großen Visionen der Rechts- wie der Linksintellektuellen, die am Ende dorthin führten:

»Wer bewahrt die Welt vor dieser Weltgefahr Nr. 1: den Intellektuellen, die ihre Theorien entwerfen, das Bestehende verlästern, die Massen mit Utopien bezaubern und den Mächtigen die moralischen Hemmungen wegeskamotieren, – ohne die Kosten und Kehrseiten zu bedenken, ohne die Kosten am eigenen Leib tragen zu wollen? Sie konnten sich nicht genug tun, von links und von rechts ihre antibürgerliche Romantik zu kultivieren, sie priesen die totale Gesellschaft oder den totalen Staat – und schreckten (wie viele faschistische oder kommunistische Intellektuelle wären als Exempel zu nennen!) mit erstaunten Kinderaugen naiv auf, wenn der entfesselte Felsblock der Macht nicht nur anderen, nicht nur den »Bürgern«, sondern auch ihnen selbst auf den Kopf fiel und ihr Leben zerquetschte.«²⁴

In großen Visionen sind oft Machtträume versteckt: die Vorstellung, man werde selber zu den Mächtigen der Zukunft gehören und nicht zu den Opfern der ambitioniert gedachten Zukünfte. Nicht zu vergessen: Auch im Nationalsozialismus hatte längst nicht in dem Maße eine reaktionäre Romantik den Ton bestimmt, wie spätere Modernisierer behaupteten; vielmehr war das »Tausendjährige Reich« auf seine Art geradezu zukunftsfixiert gewesen, ähnlich wie in der italienischen Kunstszene gerade Futuristen zu fanatischen Faschisten geworden waren: auch ein Grund, den Nachkriegsdeutschen die Zukunftsrhetorik zu verleiden. Gollwitzer erinnert sich an anderer Stelle:

»Der junge Lehrer, der neben mir liegt, vermag auszusprechen, was vielen klar geworden ist: »In der Schule ließ ich die Älteren gern Aufsätze schreiben: Was ist das Glück? Die richtige Antwort habe ich selbst jetzt erst gelernt: Glück ist, mit den paar Menschen zusammen zu sein, die man liebt und von denen man geliebt wird.« Es geht dir also auch so! Mir auch! Und allen hier. ...« Dies also wurde klar:

dass der Sinn nicht im Überindividuellen liegen kann, wo mein Ich vergleichgültigt wird zum Material, sondern nur im ›Individuellen‹, im Ich und Du, in der persönlichen Liebe.«²⁵

Die Rückkehr zu einem ganz normalen Leben: Davon träumten viele Menschen in der frühen Nachkriegszeit! Nicht ohne Grund lag dieses Gollwitzer-Buch in den frühen 1950er Jahren allenthalben auf den Geschenktischen. Ergreifend wie wenige andere Bücher bot es die Glücksoffenbarung jener Notzeit, die gerade heute, wo die Erinnerung an Kriegsnot in Europa verblasst ist, wieder in Erinnerung gerufen zu werden verdient: Glück ist vor allem anderen, zu *leben*, seine gesunden Glieder zu spüren, seinen Frieden, seine Freiheit, seine Familie, seine Freunde, sein Zuhause zu haben, zu lieben und geliebt zu werden, in der Heimat zu sein, nicht hungern zu müssen, eine unantastbare Privatsphäre zu besitzen. Und zum Teufel mit jenen Ideologen, die mit ihren Zukünften gegen diese Einsicht blind machen: Auch das ist ein Grundgefühl jener Zeit, verständnislos verachtet von jenen selbsternannten Visionären, die den Verlust der Utopie, das Schwinden der Zukunft, die Banalität des Lebens und die Borniertheit des individuellen Daseins beklagen. Dieses Grundgefühl überdauerte die frühe Nachkriegszeit. Alexander Schmidt-Gernig, ein Historiker der Zukunftsforschung, erkennt eine »spezifische Utopie-Resistenz der bundesdeutschen Gesellschaft«; »nirgendwo sonst« habe die »Zukunftsforschung« als »so wenig seriös und kaum förderungswürdig« gegolten wie in der Bundesrepublik: eine nach dem Utopismus des »Tausendjährigen Reiches« nur allzu verständliche Aversion.²⁶ Klaus Mehnert fand es noch 1967 »bezeichnend, dass die in den USA zeitweilig marktbeherrschende Science-Fiction-Literatur in Deutschland mit keinen großen Namen repräsentiert ist«.²⁷

NOCH IM VORFELD DES MARSHALLPLANS: »DER UNAUSSPRECHLICHE SCHRECKEN DER DEUTSCHEN WIRKLICHKEIT«. Zu den bedeutsamen Zeitdokumenten auch für die damalige Zukunft gehört *Die deutsche Wirklichkeit* (1949, amerikanische Originalausgabe 1948) des vielerfahrenen Gustav Stolper, der bis 1933 Redakteur des *Deutschen Volkswirts* war, noch um die Jahreswende von 1932/33 Hitler und die NSDAP für definitiv erledigt hielt²⁸, jedoch schon wenige Monate nach der Machtübernahme der NSDAP nach New York emigrierte und auch dort Erfolg hatte: an der Börse wie beim Aufbau eines Netzwerks einflussreicher Beziehungen. Er war ein leidenschaftlicher Liberaler und heftiger Antikommunist, daher von Anfang an prädestiniert, einen mit den USA verbündeten deutschen Weststaat aufzubauen.

Im Frühjahr 1947 kam er mit der Hoover-Kommission, die den Marshallplan vorbereitete, nach Deutschland. Seit 1918 war er mit Theodor Heuss befreundet; und sein Deutschlandbuch entstand zum Gutteil im Sommer 1947 bei einem gemeinsamen Urlaub in Sils-Maria, wo Stolper den späteren Bundespräsidenten »fast wie einen Schwamm« auspresste – so Stolpers Gattin Toni, die später als Witwe die Geliebte des Bundespräsidenten wurde.²⁹

Umso mehr muss es verwundern, dass das Buch zum allergrößten Teil gar nicht von der damaligen »deutschen Wirklichkeit« handelt, sondern von der deutschen Geschichte. Man kann daran ermessen, wie unübersichtlich sich in jener Nachkriegszeit die deutsche Realität darstellte – und wie abgrundtief deprimierend, selbst für einen Draufgänger wie Stolper, der eigentlich der Kraft des freien Marktes vertrauen wollte und seine Informationen von einem Heuss bezog, der nach Hoffnungsschimmern suchte. Sein auf den 18. Dezember 1947 – neun Tage vor seinem Tod! – datiertes Vorwort schließt mit dem Satz: »Selbst der ungeheure Reichtum der englischen Sprache bleibt unzulänglich vor dem unaussprechlichen Schrecken der deutschen Wirklichkeit.«³⁰ Als die größten Hemmnisse eines deutschen Wiederaufbaus bezeichnet er die Knappheit an Kapital und natürlichen Ressourcen und »die durch Hunger und Krankheit erschütterten Körperkräfte und die Zersetzung des gesellschaftlichen Lebens inmitten unvorstellbarer Stadtruinen.«³¹ Zwar mögen Lichtzeichen »Riesenkräfte der Erholung« auslösen – so recht glauben kann man es nach Lektüre dieses Buches nicht; und selbst im günstigsten Fall wirkt der Wiederaufbau hier als ein sich bis in eine unabsehbare Zukunft erstreckender Prozess. Und dabei war der Marshallplan Ende 1947 beschlossene Sache und die westdeutsche Wirtschaft 1949, als das Buch auf Deutsch erschien, bereits auf dem besten Wege, das Vorkriegsniveau zu erreichen! Der Großteil der Deutschen merkte allerdings noch nicht viel von dem Aufschwung.

Bei einem Teil der Stolperschen Düsternis mag es sich um Zweckpessimismus gehandelt haben, der für die amerikanische Öffentlichkeit bestimmt war: Ohne Zweifel wollte er gegen Demontagen, Fortwirkungen des Morgenthau-Plans – die von Morgenthau bestimmte Direktive JCS 1067 galt offiziell noch bis 1947 – und die Lähmung der deutschen Wirtschaft durch die Grenzen der Besatzungszonen angehen; selbst auf der Fahrt von Stuttgart nach Tübingen musste Heuss eine solche Grenze überqueren! Und doch war jenes Buch, das Stolper mit letzter Lebenskraft vollendete, im Kern wohl ganz ernst gemeint; nicht zuletzt die Erfahrung der Weltwirtschaftskrise muss bei ihm, wie bei vielen Zeitgenossen, das Vertrauen auf die Selbsthei-

lungskräfte der Wirtschaft tief erschüttert haben. Damals hatte dieser doktrinaire Liberale gegen die Massenarbeitslosigkeit kein Gegenmittel anzubieten gehabt³²; für Ernst Wagemann, den bis 1933 führenden deutschen Konjunkturforscher, der damit auftrumpfte, den New Yorker Börsenkrach von 1929 vorausgesagt zu haben, war Stolper, der »Fanatiker der (liberal-ökonomischen) Tradition«, geradezu der Erzfeind gewesen, der einer wirksamen Arbeitsbeschaffungspolitik entgegengearbeitet und dadurch der NSDAP den Weg zur Macht bereitet hatte.³³ Vor dem Hintergrund derart deprimierender Erfahrungen stützte sich Stolper gewiss in hohem Maße auf authentische Eindrücke seines Freundes Heuss. Es wäre ganz falsch, aus der Retrospektive auch nur einen Hauch von Zukunftsvertrauen in jene Zeit zurückzuprovozieren. Renate Köcher, die Leiterin des Allensbach-Institutes, dessen Meinungsumfragen bis in jene Jahre zurückreichen, warnt davor, sich die 1950er Jahre, in der Wahrnehmung der Zeitgenossen, als eine zuversichtliche »Wirtschaftswunder«-Ära vorzustellen:

»Wer die psychologische Ausgangssituation in dieser Entstehungszeit und den ersten Jahren der Bundesrepublik ignoriert, muss die Leistung unterschätzen, die die Stabilisierung dieses Staates bedeutet. Die fünfziger Jahre, die heute häufig idealisiert werden, sind in den Trendreihen als eine Phase sozialen Misstrauens, der Verunsicherung und wenig gefestigter demokratischer Überzeugungen zu erkennen. Nie wieder hat in der Nachkriegszeit das soziale Misstrauen den Grad erreicht, der Anfang der fünfziger Jahre gemessen wurde. Erst Mitte der sechziger Jahre war diese Periode sozialer Kälte zu Ende. Fatalismus war in den fünfziger Jahren weit verbreitet, im privaten wie in Bezug auf den öffentlichen Raum.«³⁴

Eine Alltagsgeschichte der ersten Nachkriegsjahrzehnte beginnt mit der Erinnerung einer Sechzigjährigen Anfang der 1980er Jahre: »Ach, die 50er Jahre! Das waren bestimmt die schönsten und die lustigsten Jahre überhaupt ... Ja, dass man jetzt endlich wieder leben konnte, ohne Krieg ... Das war wie eine Neugeburt ...«³⁵ Aber da zeigt sich exemplarisch die Retuschierung der Erinnerung aus der Retrospektive: Das wirkliche damalige Zeitgefühl war bei dem Gros der Deutschen sehr anders. Die von Ludwig Erhard durchgesetzte Freigabe der Konsumgüterpreise erfüllte viele Menschen erst einmal mit Sorge; noch Anfang der fünfziger Jahre hatten nur 14 Prozent der Bevölkerung von Erhard eine gute Meinung.³⁶ Auch dies ein Indiz, in welchem Maße es in die Irre führt, Geschichte aus späten Erinnerungen zu konstruieren. Das Schlagwort vom »Wirtschaftswunder«, auch wenn es oft nur ironisch oder gar abfällig gebraucht wurde – Heuss wettete 1956 über »das verfluchte »Wirtschaftswunder«, das manche Leute übermütig mache³⁷ –, hat seinen Grund:

Mögen auch Wirtschaftshistoriker aus der Rückschau für den langen Nachkriegsboom viele Ursachen finden, so bedeutete dieser vor dem Hintergrund vorheriger Zukunftserwartungen doch eine überwältigende Überraschung³⁸, wobei im Begriff »Wunder« untergründig ein Zweifel lauerte, ob diese wundersame Wende von Dauer sein würde.³⁹ Der von Walter Rothenburg getextete Mainzer Karnevalslied von 1952, der mit seiner Sehnsucht nach einer ewigen Gegenwart gleichsam zur geheimen Nationalhymne der »Wirtschaftswunder«-Deutschen wurde, verrät am Schluss eine geheime Angst:

»So ein Tag, so wunderschön wie heute,
so ein Tag, der dürfte nie vergehn.
So ein Tag, auf den man sich so freute,
und wer weiß, wann wir uns wiedersehn.«

In der ersten Nachkriegszeit gingen Sprüche von der Art um, dass es am klügsten wäre auszuwandern, im Gedanken an den kommenden dritten Weltkrieg so weit wie möglich, am besten nach Lateinamerika oder Australien; in Deutschland sei nichts mehr zu hoffen. Heutzutage erscheint es unglaublich, dass selbst ein so kompetenter Mann wie Karl Schiller, dem eigentlich daran gelegen sein musste, Zuversicht zu verbreiten, als Hamburger Wirtschaftsminister um 1947 die voraussichtliche Dauer des Wiederaufbaus auf achtzig Jahre veranschlagte.⁴⁰ So niederdrückend war der Anblick der Ruinenfelder in den Großstädten, und so schwer war selbst für bestinformierte Beobachter zu durchschauen, was an industrieller Substanz noch immer vorhanden war! Allerdings: Schon 1947 dachten viele Jugendliche anders – vielleicht, weil sie am wenigsten durch wehmütige Erinnerungen belastet waren, sondern vor allem erkannten, dass es viel zu tun gab. Die ersten Allensbach-Umfragen erbrachten zu allgemeiner Überraschung, dass »Schüler und Studenten, im Gegensatz zu den vorherrschenden Ansichten, die Zukunft Deutschlands nicht grau in grau, sondern überwiegend zuversichtlich betrachteten.«⁴¹ Da behielt die Jugend recht!

VERBORGENE HOFFNUNGEN. Denn der deprimierende Schein trog; in Wahrheit war weit mehr an Ressourcen – menschlichen wie materiellen – erhalten geblieben, als selbst Ökonomen wahrnahmen. Die Luftangriffe hatten die Wohnsiedlungen am schlimmsten getroffen; noch 1944, als Nacht für Nacht alliierte Kampfflieger über deutsche Städte donnerten, lag die deutsche Industrieproduktion über dem Vorkriegsstand. Aber *wie* viel erhalten geblieben war, überschaute vorerst jeder Unternehmer nur für seinen eigenen Betrieb; und je mehr die Gerüchte über eine bevorstehende Wäh-

rungsreform und Preisfreigabe grassierten, desto mehr produzierte er vorerst auf Lager: So entstand das Wunder der vollen Schaufenster nach der Währungsreform, das fortan die Legende nährte, der Währungsschnitt selbst habe die Initialzündung zum Wiederaufstieg gegeben.

Vor allem aber bestand eine entscheidende Erfahrung jener Jahre darin, dass es auf den Faktor Mensch ankam.⁴² Gerade hier war der äußere Eindruck erst einmal trostlos, im Blick auf die Millionen der Gefallenen, Verwundeten, Gefangenen und den Mangel an ausgebildetem Nachwuchs. Und doch bot die Situation auch ganz andere Ansichten: Gerade viele Fachkräfte, von der Front freigestellt, hatten überlebt; viele Frauen, die im Krieg für die Männer eingesprungen waren, hatten sich in der Industrie bewährt; und vor allem die Millionen der Ostflüchtlinge stellten nicht nur eine Belastung, sondern in Teilen auch eine höchst wertvolle ökonomische Ressource dar – und all das im Blick auf den unendlichen Warenhunger, der sich nach den Kriegsverlusten melden würde, sobald die Menschen wieder Geld hätten, das etwas wert wäre!

Hans-Ulrich Wehler, einst unerbittlich gegen alles, was auch nur potentiell als eine Apologie des Nationalsozialismus erscheinen konnte, hat im Alter seine Leser mit der These überrascht, der vom NS-Regime gezüchtete »Leistungsfanatismus« sei nach 1945 zum Antrieb des wirtschaftlichen Wiederaufstiegs geworden. Diese These hat scharfen Widerspruch hervorgerufen; sie scheint sich im Kern auf (vermeintliche) Selbsterfahrung zu stützen und ist unmöglich exakt zu belegen.⁴³ Eines lässt sich wohl festhalten: Der Mangel des damaligen Nachwuchses an formaler Bildung war beim Wiederaufbau, wo es aufs Zupacken ankam, nicht ein solches Manko, wie Bildungsbürger glauben mochten.

Doch es gab aus der NS-Zeit eine weitere Ressource, deren Bedeutung erst in neuerer Zeit – wenn auch nicht unumstritten – gewürdigt worden ist: die aus der durch Albert Speer perfektionierten Organisation der Kriegswirtschaft überkommene Tradition der Zusammenarbeit, die unternehmerische Entscheidungsspielräume bestehen ließ und eine partielle Konkurrenz nicht ausschloss. Zwar erteilte Ludwig Erhard am 20. August 1948, zwei Monate nach der Währungsreform, auf einer Großkundgebung von Wirtschaftsvertretern den Unternehmern eine Rüge: Bei ihnen sei aus Kriegszeiten »noch zu viel ungesunde Solidarität vorhanden«; sie fühlten sich »noch zu sehr als Kollegen«, nicht als Wettbewerber.⁴⁴ Aber dazu meint Werner Abelshäuser, Erhard habe die wahren Gründe des ihm zugeschriebenen »Wirtschaftswunders« selber nicht verstanden. In neuerer Zeit wurde mitunter gefrotzelt, der

wahre »Vater des Wirtschaftswunders« sei nicht Ludwig Erhard, sondern Albert Speer gewesen.⁴⁵ In der Situation nach 1945 hätten die Westzonen nur allzu leicht zur ökonomischen Kolonie der USA werden können; da fungierte die unauffällige »Deutschland AG«, von den Großbanken gestützt, als Gegenkraft. Selbst der Nationalökonom Ernst Wagemann, 1945 nach Chile ausgewandert und von dort in den 1950er Jahren mit dem breiten Lächeln des Amerikaerfahrenen zurückgekehrt, sah das Erfolgsrezept der amerikanischen Wirtschaft in der »fortschrittlichen Kooperation« und Überwindung »kurzsichtiger Konkurrenzangst« gegen alle wirtschaftsliberalen Dogmen.⁴⁶ Eine Kumpanei hinter den Kulissen freilich war in Wirtschaftskreisen, die den Horror vor jeglichem Sozialismus kultivierten, kein diskutables Konzept für die Zukunft.

MYTHOS MARSHALLPLAN. Bis heute diskutiert wird die Bedeutung des Marshallplans (European Recovery Program, ERP), zumal dieser zum Gründungsmythos der Entwicklungshilfe geworden ist. Im Zeichen der neuen westdeutsch-amerikanischen Freundschaft gehörte es geradezu zum guten Ton, die rettende Rolle des Marshallplans zu rühmen. Werner Abelshäuser sieht diese Behauptung schon durch die bloße Chronologie widerlegt: Als der Marshallplan zu wirken begann – später als oft angenommen –, sei das Wirtschaftswachstum in den Westzonen längst angelaufen gewesen. Auch von ihrer materiellen Substanz hätte die ERP-Hilfe gar nicht ausgereicht, zu dem Aufschwung wesentlich beizutragen.⁴⁷ Gegen Abelshäusers makroökonomische Sicht haben Kritiker wie Knut Borchardt und Christoph Buchheim auf konkrete Fälle in industriellen Schlüsselsektoren – speziell der Textilindustrie und der Energiewirtschaft – hingewiesen, wo dieses Hilfsprogramm doch gereicht habe.⁴⁸ (Eine aus heutiger Sicht weniger verdienstvolle Rolle blieb bei alledem unbeachtet: ERP-Kredite trugen 1958 dazu bei, den frühesten bundesdeutschen Reaktorplänen eine finanzielle Basis zu geben!⁴⁹) Wie dem auch sei, eines lässt sich vor dem Hintergrund des damals vorherrschenden Pessimismus festhalten: Für die Zukunftserwartungen der deutschen Wirtschaft, nicht zuletzt auch für deren sehr konkrete Kredit-chancen war es gewiss ein großer Vorteil, die übermächtigen USA nicht als Gegenspieler, sondern, ungeachtet der Konkurrenz, als Verbündeten bei der Rückkehr auf den Weltmarkt zu wissen – und die Investitionen und langfristigen Kredite orientierten sich entscheidend an Zukunftserwartungen.⁵⁰

In der Tat vermitteln die Zeitdokumente den Eindruck, dass der Marshallplan am stärksten als Zukunftsperspektive wirkte, nicht zuletzt auch als ein Rahmen, in dem Deutschland aus dem Paria-Status des Besiegten entlas-

sen und in ein neues Europa integriert würde. Schon am 22. Juli 1947, als dem Marshallplan »zum ›Plan‹ noch alles fehlte« (Volker Hentschel)⁵¹, feierte der neu konstituierte Wirtschaftsrat der Bizone diesen Plan als Versuch, »die Solidarität der Völker im Wirtschaftsleben zu verwirklichen«, und gab der Hoffnung Ausdruck, dass auf diesem Wege die Grundlage für ein Zusammenwirken der europäischen Völker gelegt werde. Zwar kam bald heraus, dass der Marshallplan durch den sowjetischen Widerstand die Spaltung Deutschlands zum ersten Mal offenkundig machte; aber die sich durch diesen Plan eröffnenden Aussichten waren derart verführerisch, »dass selbst eingefleischte deutsche Neutralisten ... an ihrer Einstellung irre wurden und sich für die Annahme des amerikanischen Hilfsangebots aussprachen, auch wenn die Spaltung Deutschlands damit vertieft würde« (Klaus Schwabe).⁵² Der Marshallplan konnte helfen, bei den Westdeutschen neues Vertrauen in die Zukunft zu begründen, und lieferte damit eine auch in den Augen von Keynes entscheidende Ressource, damit es mit der Wirtschaft bergauf ging.

ZAUBERWORT »EUROPA«. Mit dem Marshallplan nahm auch die Vision »Europa« erstmals greifbare Gestalt an: Diese schillernde Vision, die im Zuge ihrer schubweisen Realisierung ihre eigene Dialektik entwickelte, begleitet die Geschichte deutscher Zukunftserwartungen von 1945 bis heute.⁵³ Schon unter den deutschen USA-Emigranten, die – wie wir sahen – sonst typischerweise auf politische Utopien allergisch reagierten, wurde »Europa« zum Zauberwort, das wohl auch Heimweh weckte. Aus dem transatlantischen Exil-Schrifttum lässt sich eine lange Anthologie emphatischer Bekenntnisse zu Europa zusammenstellen.⁵⁴ Da verfällt selbst Klaus Mann in ungewohnt feierliches Pathos: »Ich versuchte, meiner Sehnsucht einen Namen zu geben, mein Erbe und meine Verpflichtung zu benennen. Europa! Diese drei Silben wurden mir zum Inbegriff des Schönen, Erstrebenswerten, zum inspirierenden Antrieb, zum politischen Glaubensbekenntnis und zum moralisch-geistigen Postulat. ... Golgatha und die Akropolis sind die Garanten europäischer Zivilisation.«⁵⁵ Der einstige Emigrant Ludwig Rosenberg glaubte noch als DGB-Vorsitzender unerschütterlich daran, dass die europäische Integration zu den »Vereinigten Staaten von Europa« führen werde.⁵⁶ Aber auch Teile der NS-Publizistik sprachen im Krieg vom kommenden Großreich als von »Europa«⁵⁷; in ein »Großdeutschland« konnte man ja kein Frankreich integrieren. Und wer wollte, konnte bei »Europa« auch primär an das verbündete Italien denken.

Nach Kriegsende war es im besiegten Deutschland zunächst nicht leicht,

an Europa zu glauben: Die französischen Besatzer galten als besonders schikanös; im Rufe relativer Großzügigkeit dagegen standen die Amerikaner. Eine Europa-Idee, die auf Distanz zu den USA ging, war für Deutsche damals denkbar unzeitgemäß; aber der amerikanische Marshallplan entwarf ja ein Europa unter amerikanischem Schutz. Und je mehr im deutschen Westen die Bekenntnisse zur Wiedervereinigung zur krampfhaften Pflichtübung wurden, desto mehr wurde »Europa« zur idealen politischen Einheit – falls man überhaupt noch eine kollektive Identität suchte. Mit »Europa« konnte man hoffen, dem deutschen Schicksal zu entrinnen – der Teilung und der Beschmutzung des deutschen Namens durch die NS-Verbrechen. »Eine wirkliche Sehnsucht (hankering) nach einer Mitgliedschaft in einer europäischen Gemeinschaft« glaubte ein britischer Beobachter Ende 1948 im Parlamentarischen Rat zu spüren. Dort verkündete Carlo Schmid, man wolle die deutsche »Souveränität haben, um Deutschland in Europa aufgehen lassen zu können«. ⁵⁸ Eine »Flucht nach Europa« diagnostizierte Sieburg, der sich für seine Person in Paris zu Hause fühlte, bei den Deutschen seiner Zeit ⁵⁹; und in dieser Hinsicht fühlt er sich mit ihnen sogar verbunden, auch ohne klares Konzept für ein künftiges Europa. Dass Adenauer, schon in den 1920er Jahren als Kölner Oberbürgermeister Mitglied der Paneuropa-Union, »vom denkbar frühesten Augenblick an im Strom der europäischen Bewegung schwimmt, ist ein Umstand, dessen Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann«, bemerkt sein Biograph Hans-Peter Schwarz. ⁶⁰ Aber was bedeutete »Europa« konkret; waren die »Vereinigten Staaten von Europa« das Endziel? Das ist bis heute die große offene Frage geblieben.

In der Nachkriegszeit sah es zunächst so aus, als hätten die Deutschen an nationaler Identität ohnehin nicht mehr viel zu verlieren. Aber das sollte sich ändern; und zudem konnte ein Frankreich-Kenner kaum glauben, dass die Franzosen den Deutschen und Europa zuliebe ihre eigene Identität aufgeben würden – eher war zu befürchten, dass die Deutschen, die sich bis dahin durch ihren Chauvinismus verhasst gemacht hatten, ihren Nachbarn nun durch ihren Antinationalismus auf die Nerven fielen. Als Grundregel lässt sich schon jetzt festhalten, dass es wichtig ist, zwischen Europa-Rhetorik und europapolitischer Realität zu unterscheiden. Wer ein »echter Europäer« war oder nur aus bestimmten Interessen heraus so tat, darüber konnte man spekulieren. ⁶¹ Wie Alan Milward in einem bahnbrechenden, auf breite Quellenbasis gegründeten Opus zeigte, bekannten sich zwar die von ihm ironisch betitelten *European Saints* von Robert Schuman bis Adenauer wie in einem feierlichen Ritual zur Einheit Europas, die reale Politik dagegen zielte

darauf ab, über europäische Institutionen die bestehenden Nationalstaaten in einer Zeit der Weltmächte neu zu stabilisieren.⁶²

Einen derartigen Rückhalt hatte die Bundesrepublik damals besonders nötig. Frankreich war ursprünglich vor allem an bestimmten Teilunionen zum Vorteil der eigenen Wirtschaft interessiert: an der Montanunion (Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, EGKS), dem Vorreiter der europäischen Einigung, die 1951 in Paris mit einer supranationalen Behörde gegründet wurde und der französischen Schwerindustrie Vorteile beim Zugang zur Ruhrkohle verschaffte, und der 1955 in Messina beschlossenen Europäischen Atomgemeinschaft (Euratom), die – wie der *Industriekurier* 1959 mit beißender Ironie zu berichten wusste – im »Volkswitz« »Europäische Gemeinschaft zur friedlichen Herstellung einer französischen Atombombe« titulierte.⁶³ Dieses Europa gab wenig Stoff für visionäre Zukunftsentwürfe; zumal in Wirtschaftskreisen besaß »Europa« schon seit der Montanunion einen Geruch von Reglementierung und Bürokratie.

Bei der in Messina ebenfalls beschlossenen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), deren künftige Gestalt damals noch recht unsicher war, lag französischen Wirtschaftskreisen an hohen Außenzöllen: eine Aussicht, die die deutsche Wirtschaft mit Ludwig Erhard an der Spitze in Alarm versetzte; denn Lateinamerika und der Nahe Osten schienen dem deutschen Export damals bessere Chancen zu versprechen als das hochindustrialisierte Westeuropa. Obendrein hatten sich die Deutschen in jenen Weltregionen durch die Weltkriege nicht unbedingt unbeliebt gemacht; und da öffneten sich deutschen Waren konkurrenzlose Märkte, da gab es vielfach alte Handelsbeziehungen, und da taten sich neue Zukünfte auf.⁶⁴ Westeuropa/USA oder Lateinamerika/Nahost: Da trafen damals unterschiedliche Weltanschauungen und Zukunftsszenarien aufeinander. Auch Neutralisten, Pazifisten, Verehrer Albert Schweitzers schauten auf die »Dritte Welt«, die nach dem Untergang des »Dritten Reiches« den Zukunftszauber der Zahl Drei besaß. Martin Niemöller, der erbitterte Gegner der Adenauerschen Aufrüstung und Westorientierung, der in den neutralen Ländern der Dritten Welt gefeiert wurde, prophezeite noch 1960 allen Ernstes, »in zwanzig Jahren frage ohnehin kein Mensch mehr nach Moskau oder Washington.«⁶⁵

Es dürfte schwerfallen, von Meinungsführern im Nachkriegsdeutschland eine Anthologie derart schwärmerischer Bekenntnisse zu Europa zusammenzustellen wie von deutschen Emigranten in den USA. Der Europäer *par excellence* war im Bonn der 1950er Jahre Walter Hallstein, der 1958 zum Präsidenten der EWG-Kommission aufstieg; aber er war einer, von dem es

hieß, dass die Temperatur in einem Raum um mehrere Grad sinke, sobald er eintrete. 1956 attackierte ihn Thomas Dehler, der freidemokratische Neu-Nationalist, als einen »Mann ohne Herz und Hoden«. ⁶⁶ Mit seinem Namen verband sich die rigide »Hallstein-Doktrin«, die diplomatische Beziehungen zu all solchen Staaten, die die DDR anerkannten, untersagte und somit die bundesdeutsche Ostpolitik blockierte; das war ein Politikstil, der eine neue Zukunft versperrte. Lange Zeit war Brüssel für bundesdeutsche Spitzenpolitiker nicht attraktiv; da kursierte der Spottvers: »Hast du einen Opa/Schick ihn nach Europa!« Und doch *hatte* dieses Europa eine Zukunft; auch ohne große Vision und breite Begeisterung zog es im Laufe der Jahrzehnte, teilweise unauffällig und unerwartet, mehr und mehr Kompetenzen an sich. Ob sich dieser Prozess auch in Zukunft fortsetzen wird, ist heute die große Frage! ⁶⁷

VOM »VATER DES WIRTSCHAFTSWUNDERS«: ZUKUNFTSVISIONEN ALS FAST-GEGENWART. Ludwig Erhard, obwohl auch er mit den obligaten Europa-Bekanntnissen nicht sparte, liebte *dieses* Europa eindeutig nicht. Adenauer musste die Wirtschaftsgemeinschaft gegen seinen Wirtschaftsminister durchsetzen, und auch danach suchte Erhard unter Berufung auf das von ihm angestrebte unbürokratische Freihandels-Europa immer wieder querzuschießen: »Erhard redete bei jeder auch nur halbwegs passenden Gelegenheit geradezu zwanghaft über europapolitische Notwendigkeiten und europapolitische Verfehlungen und hielt auf diese Weise die Wut des Kanzlers auf seinen widerspenstigen Minister in jederzeit aufwallbereitem Kochen.« (Volker Hentschel) ⁶⁸ Adenauer dachte primär von der Außenpolitik her, von der Suche nach einem sicheren Rückhalt gegen die Bedrohung aus dem Osten, und folgte der simplen Maxime: Die Bundesrepublik braucht verlässliche Freunde, und die findet es nur im verbündeten Europa. Obwohl er kein Visionär war, hat er selbst aus heutiger Sicht recht behalten: Europa hatte weit mehr Zukunft, als viele in der Nachkriegszeit glaubten, wogegen sich die »Dritte Welt« als höchst instabil erwies und »Entwicklungsländer«, ursprünglich ein Begriff der Verheißung, zum Euphemismus für »unterentwickelte Länder« wurde. ⁶⁹

Erhard, ein simplerer Geist als Adenauer mit weniger scharfem Blick auf aktuelle Trends, der vor allem durch seine Art populär wurde, Zukunftsvertrauen auszustrahlen, hegte auf seine Art durchaus seine Visionen; sie lassen sich in die drei Parolen zusammenfassen: »Der Kunde ist König«, »Wohlstand für alle« und »Deutschlands Rückkehr auf den Weltmarkt«. Aus seinem Mund, den man sich nur mit Zigarre vorstellen konnte, hörte sich das alles an wie eine in der Gegenwart bereits greifbare Zukunft; aber der Wohl-

stand für alle – Titel eines 1957 unter Erhards Namen veröffentlichten, von dem *Handelsblatt*-Redakteur Wolfgang Langer verfassten⁷⁰ Bestsellers – lag in den 1950er Jahren noch in weiter Ferne und ist heute vollends zur Utopie geworden. »König Kunde« bedeutete Vorrang der Konsumgüter- vor den Grundstoffindustrien, konkret: Brechung der traditionellen Dominanz der Ruhr; Abbau von Subventionen; keine staatliche Beeinflussung des Konsumverhaltens; freie Konkurrenz; Kampf gegen Kartelle und Konzentration in der Wirtschaft. Dieser Erhardsche Kampf wurde zur Zielscheibe der Karikaturisten; gerade unter den Bedingungen wirtschaftlicher Freiheit waren Machtzusammenballungen in der Wirtschaft schwer zu verhindern. Und die Manipulation der Menschen durch Reklame, die Verwandlung des Bürgers zum Konsumenten wurde im »Wirtschaftswunder« zum Thema wie nie zuvor.

Auch *Deutschlands Rückkehr zum Weltmarkt*, ebenfalls Titel eines unter Erhards Namen publizierten Buches (1953), war mindestens so sehr Zukunft wie Gegenwart; der Weltmarkt war ja kein Marktplatz, zu dem man heimkehren konnte, sondern ein fließendes Gebilde, das immerfort neue Herausforderungen stellte. In den 1960er Jahren, vor allem während seiner glücklosen Kanzlerzeit, wurde Erhard von allen Seiten vorgeworfen, dass er die Anforderungen der neuen Zeit nicht verstehe und staatliche Innovations- und Wachstumspolitik für ihn kein Thema sei. 1955, bei der Schaffung des Atomministeriums, hatte er gemurrt, es gebe doch auch kein Dampfkesselministerium.⁷¹ 1983, sechs Jahre nach seinem Tod, rühmte Herbert Gruhl, ein Vordenker der Umweltbewegung, an Erhard gerade das, was vordem als altmodisch gegolten hatte, als zukunftsweisend.⁷² Auch ein Adenauer-Wort von 1954, als die Auto-Lobby immer aggressiver auf verstärkten Straßenbau zum Nachteil der Bahn drängte, wartet auf eine Wiederentdeckung im Zeichen des Umweltschutzes: Wenn er nicht schon Vorsitzender der stärksten Partei wäre, würde er »eine Partei gründen gegen den Automobilismus, die noch stärker wäre«. So sprach er zu Fritz Berg, dem Vorsitzenden des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), und der hatte »keinen Zweifel, dass Adenauer mit dieser Einschätzung der Stimmungslage ins Schwarze getroffen hatte«.⁷³

POLITIK »VON EINEM TAG AUF DEN ANDEREN«? RÄTSEL UM ADENAUER. Wie hielt es Adenauer mit der Zukunft? Seine erfolgreichste Wahlparole, ja wohl überhaupt die berühmteste in der bisherigen bundesdeutschen Geschichte war die von 1957, als der 81-jährige Kanzler wider Erwarten – denn die damalige »Kampf-dem-Atomtod«-Bewegung hatte Ängste gegen seine Politik

geweckt – für die CDU die absolute Mehrheit gewann: »Keine Experimente!« Diese Parole mitsamt ihrem durchschlagenden Erfolg schien die gesamte bundesdeutsche Mentalität der Ära Adenauer auf den Begriff zu bringen: Risikoscheu, Streben nach Sicherheit – Zukunft nicht als etwas Anderes, Neues, sondern als Fortsetzung der Gegenwart. Freilich konnte man darüber streiten, ob die atomare Bewaffnung der Bundeswehr, die in jener Zeit die Öffentlichkeit erregte, der Maxime »Keine Experimente!« entsprach.

Vorausgegangen war im Herbst 1956 die Suezkrise, die durch die Enttönung der anglofranzösischen Kanalgesellschaft durch den ägyptischen Staatspräsidenten Nasser ausgelöst wurde. Als am 1. November 1956 der vereinte britisch-französische Luftangriff auf Ägypten durch die Presse ging, waren in der Bundesrepublik nicht nur Linke und Pazifisten, sondern auch regierungsnahе Medienorgane schockiert.⁷⁴ Offizielle französische und britische Organe rechtfertigten den Angriff durch die Gleichsetzung Nassers mit Hitler; in der deutschen Bevölkerung dagegen wurden, wie Heuss der Freundin in New York berichtete, eher die Angreifer mit Hitler in eine Reihe gestellt, mit dem Tenor: »Da sieht man's, die sind auch nicht besser!«⁷⁵ Für den, der auch nur ein wenig in die Zukunft schaute, hätte es eigentlich evident sein müssen, dass die Suezkanal-Gesellschaft ein Relikt des Kolonialismus und deren Verstaatlichung nichts als die logische Konsequenz der Dekolonisierung war.

Adenauer dagegen zeigte sich nicht etwa über den Angriff alarmiert, sondern im Gegenteil darüber, dass die USA die Verbündeten in diesem Kampf im Stich ließen, schlimmer noch: sie im Verein mit der Sowjetunion zum Rückzug zwangen. Das gab ihm den Anstoß, unter Bruch des seinerzeit den westlichen Verbündeten gegebenen Versprechens über Jahre insgeheim eine eigene bundesdeutsche Atomwaffenproduktion anzustreben, obwohl diese, einmal publik geworden, ein Gottesgeschenk für die östliche Propaganda gewesen wäre und das westliche Bündnis auf eine Zerreißprobe gestellt hätte. Man kann von Glück reden, dass es – so weit bislang bekannt – bei der bloßen Absicht blieb, da eine politische Steuerung in der deutschen Kerntechnik ohnehin nicht funktionierte und der Bundesatomminister Balke offen mit den Atomphysikern sympathisierte, die sich im Göttinger Manifest (April 1957) gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr gewandt hatten.⁷⁶ Wenn der Bundesrepublik der Frieden und das westliche Bündnis erhalten blieben, ist dieses nicht nur auf die Weitsicht der Staatsmänner, sondern auch auf Kräfte der Zivilgesellschaft – und wohl auch auf glückliche Zufälle zurückzuführen.

Adenauer und die Zukunft: Das Thema hat etwas Undurchsichtiges; klar ist nur, dass der Kanzler aus der Überzeugung heraus handelte, dass die Bundesrepublik verlässliche Verbündete brauche und diese nur im Westen finde. Fürchtete er wirklich einen Angriff aus dem Osten; oder betrieb er die Angstmache vor allem aus wahlstrategischen Motiven heraus? »Die Lage war noch nie so ernst!«, »Mein Gott, was soll aus Deutschland werden?«: Diese Sprüche, die bis heute am meisten mit dem ersten Bundeskanzler verbunden werden: Wie ernst waren sie gemeint; wie weit waren sie bloßer Zweckpessimismus? War sich Adenauer selber darüber klar? Hinter seiner unerschütterlichen Miene, die maskenhaft wirken konnte, verbargen sich Zweifel und Stimmungsschwankungen. In seiner frühen Kanzlerzeit bekannte er einer befreundeten Ärztin, »das Leben« habe ihn »entsetzlich misstrauisch gemacht gegen die Menschen«, habe ihn »zu einer Menschenverachtung und damit zu einer inneren Vereinsamung gebracht, die kaum zu ertragen ist«. ⁷⁷ Offenbar kannte er auch andere Stimmungen; aber dieses Misstrauen befiel ihn nicht nur gegen Mitmenschen, sondern auch gegen verbündete Staaten – und gegen das eigene Volk. In einem Brief an Heuss vom 20. Februar 1958, aus seinem Urlaub in Vence hoch über Nizza, schrieb Adenauer wie von einer bekannten Tatsache von der »grauenvollen Zeit, in der wir leben« ⁷⁸: Eine Konzession an den Adressaten war das gewiss nicht; denn die gleichzeitigen Heuss-Briefe lassen nichts von einem derartigen Lebensgefühl erkennen, ganz im Gegenteil. Zumindest in Phasen muss Adenauers Pessimismus echt gewesen sein, so in jener Zeit, als er – so gegenüber Joseph Alsop von der *New York Herald Tribune* – unter der Prämisse »Chruschtschow = Hitler« Anzeichen dafür zu erkennen glaubte, dass die USA »unter allen Umständen zu einem Appeasement mit den Russen kommen wollten«. ⁷⁹ Man kann es umso bemerkenswerter finden, mit welcher Vitalität und Tatkraft sich ein derartiger Pessimismus verbinden lässt!